Path.
384°

Path.
384º

Fechner

<36612551480013

<36612551480013

Bayer. Staatsbibliothek

Schutzmittel

für

die Cholera.

Schutzmittel für die Cholera,

nebst einem Anhange,

enthaltend

die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit.

Von

Dr. Mises.

No. 5.

Zweite Auflage.

Leipzig,

Leopold Voß.

1837.

2 A. 15.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort zur ersten Auflage.

Man wird hoffentlich den Titel dieser Schrift nicht mißverstehen. Sie enthält kein Schutzmittel gegen, sondern ein Schutzmittel für die Cholera. Schutzmittel gegen die Cholera hat man ohnehin schon genug: man hat dieser Krankheit von allen Seiten so zugesetzt, daß es kein Wunder ist, wenn sie aus einem Lande in das andere zieht, weil sie nirgends eine bleibende Stätte findet. Aber nicht genug, sie zu verjagen: ausrotten will man sie; und da man sie mit Gift und Blutvergießen nicht hat dämpfen können, so hat man, wie ich so eben lese (med. chir. Zeit.), nun sogar Kanonen gegen sie abzufeuern empfohlen. Wer hätte gedacht, daß so große Pillen noch in der Medicin Mode werden, und daß diese von der Politik ihr letztes Mittel borgen würde. Es schien mir der Billigkeit gemäß, eine Krankheit, die allerdings manche Unarten haben

mag, doch nicht ganz ohne Hülfe zu lassen, während die Menschen sich nicht mehr vor aller Hülfe zu lassen wissen, und deßhalb habe ich diese Schrift als Verwahrungsmittel für die Cholera wenigstens gegen die ungerechten Angriffe, die man auf sie macht, geschrieben. Als Anhang habe ich eine Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten der Aerzte über die nächste Ursache und den Sitz der Krankheit und die Contagiosität oder Nichtcontagiosität derselben beigefügt, die dem denkenden Arzte zu manchen Betrachtungen Veranlassung geben kann. Ich bitte diejenigen Herrn Aerzte, die etwa gesonnen sind, noch neue Ansichten in diesem Bezuge zu machen, mir sie gefälligst zukommen zu lassen, damit ich sie noch in einem Nachtrage mittheilen kann; ich verlange dabei nicht, daß sie jedesmal auch die ganze Geschichte und Curmethode der Cholera wieder beifügen.

Vorbemerkung zur zweiten Auflage.

Der Umstand, daß die erste Auflage dieser Schrift, von welcher die jetzige ein fast unveränderter Abdruck ist, zu Anfange des Jahres 1832 erschien, wird manche jetzt erloschene Zeit- und Local-Beziehungen, welche darin vorkommen, erklären.

Erstes Capitel.

Unter allen vernünftigen Wesen auf der Welt ist der Mensch unstreitig das undankbarste und unzufriedenste. Das Mittel aber, diesem abzuhelfen, wäre nicht, daß man ihm von den Gütern, über deren Mangel er klagt, recht viele gäbe; sondern daß man ihm auch die noch nähme, die er schon besitzt. Denn die Unzufriedenheit ist nicht ein Gefäß, dessen Leere durch Hineinfüllen von Wasser und Erde verschwindet, sondern ein in dem Gefäße gewachsener Schwamm, der um so höher aufschießt, je mehr man Erde und Dünger hinzufügt. Schon die Blinden sind daher in der Regel weit zufriedener, als wir und sollten vielmehr uns, als wir sie bedauern; sie greifen weiter, als sie sehen, während unser halbes Unglück darin besteht, daß wir eben Sachen sehen, die wir nicht greifen können. Doch nicht blos blind, sondern auch taub und gefühllos müßte

man den Menschen machen, wenn er ganz zufrieden seyn sollte, so daß ihm nichts übrig bliebe, als der reine Gedanke: ich bin; wiewohl er auch diesen dann nach innern Schätzen aufzuwühlen anfangen würde, da er's ohnehin jetzt schon thut, wo er doch noch genug Dinge außer sich hat. Kurz es bleibt zuletzt für den Menschen kein Heilquell der Unzufriedenheit übrig, als vielleicht der Karlsbader Sprudel, wenn man durch Eintauchen darin Körper und Seele zugleich versteinern könnte. Glückselige Steine, in welcher zufriedenen Ruhe liegt ihr da, während rings um euch die Völker das, was sie haben, zerstören aus wüthender Begier nach dem, was sie nicht haben. Ihr verlangt weder Reform, noch Constitution oder Charte, ihr nehmt den Fußtritt, den man euch giebt, ruhig hin und flögt sicher nicht von selbst in die Wagenfenster der englischen Großen, erhöben euch nicht unzufriedene Hände.

Der beste Beweis, wie wenig den Menschen mit Erfüllung ihrer Bedürfnisse geholfen ist, liegt darin, daß mit der Bequemlichkeit und Wohlhabenheit derselben im Allgemeinen nicht ihre Zufriedenheit, sondern ihre Unzufriedenheit in geradem Verhältnisse zugenommen hat, denn während wir fast nicht mehr wissen, wie wir unsere überflüssigen Producte verbrauchen sollen, klagen wir, daß die Zeiten alle Jahre schlechter

werden; ja, was das Merkwürdigste ist, wir klagen, statt über den Mangel, über den Ueberfluß. Es ist überhaupt zu wetten, daß von zwei Personen, von denen sich der eine blos halb satt essen kann, der andere aber die Hälfte auf dem Teller liegen lassen muß, der zweite den ersten noch beneiden wird, denn jenem fehlt zur Ergänzung des Fehlenden blos eine halbe Portion, diesem ein halber Magen, und während ersterer Mangel durch Borgen oder Stehlen ersetzt werden kann, oder sich durch Fruchtbarkeit der Jahre und Industrie immer mehr mindert, nimmt letzterer immer mehr dadurch zu.

Wenn daher die Menschen seit lange klagen, daß Literatur, Handel, Gewerbe, Nahrung darnieder liegen, so ist dies nicht so zu verstehen, als wenn weniger gedacht und geschrieben, producirt und consumirt, gegessen und verdaut würde, als früher, von welchem Allen vielmehr die Totalsumme um ein Bedeutendes gewachsen ist, sondern blos, daß mehr geschrieben als gedacht, producirt als consumirt, gegessen als verdaut wird, was doch im Grunde alles Zeichen des Ueberflusses sind. Allerdings ist ein solcher Ueberfluß nicht allgemein; er ist es aber auch nie gewesen und wird es nie werden; so wenig, als ein Apfelbaum je ganz aus Aepfeln bestehen kann; es muß einen kahlen Stamm und Zweige geben, sie zu tragen. Dabei

aber ist merkwürdig, zugleich die Klagen eines überlaufenden Topfs zu hören, daß er die Suppe nicht fassen kann, und eines daneben stehenden leeren Topfs, daß er sich mit dem Thau des Himmels begnügen müsse, während ja blos der eine seinen Ueberschuß in den andern überfließen zu lassen brauchte; es ist merkwürdig, sogar Niemanden lauter über das Elend der Armen klagen zu hören, als eben die Reichen, die ihnen helfen könnten; so daß nicht der Arme, sondern der Reiche jetzt sein Brod mit Thränen ißt, denn erster hat blos Thränen ohne Brod.

Sendet nun aber auch der Schöpfer, müde der langen Klagen, ein Mittel, alles dies ins Gleis zu bringen, wird er auf Dank und Zufriedenheit rechnen können? Vielleicht, wenn er sich in der Wahl der Mittel vorsieht und nicht etwa mit dem Messer oder Glüheisen sich den unheilbaren Schäden nähert, sondern den Splitter auf magnetische oder homöopathische Weise aus dem Körper herauszaubert, denn das Menschengeschlecht ist zartfühlend und empfindlich. Gesetzt, er schickte den Heiland selbst noch einmal auf die Welt, so würde man verlangen, daß dieser in Frack und seidenen Strümpfen sich bei der Regierung meldete und um Erlaubniß nachsuchte, die Welt doch retten zu dürfen. Man würde ihm nach Prüfung seiner Wunder durch eine Commission, und Bezahlung der

gehörigen Gebühren, das Patent ausfertigen, seine Operationen vorzunehmen, wiewohl unter der Beschränkung, daß er nur keine Seele retten dürfe, weil dies den Verdienst der Geistlichen verkürzen hieße, und keinen Körper, weil dies ein Eingriff in die Privilegien der Aerzte und Apotheker wäre, auch nicht etwa sich mit Verbesserung von Kleidern oder Geräthen abgebe, denn auch der Handwerker ist in seinen Rechten zu schützen; was bliebe ihm also noch übrig, als, was er erst blos symbolisch thun wollte, wirklich zu thun, um seiner Mission zu genügen, nämlich auf das Feld zu gehen und Unkraut aus dem Waizen zu reißen. Aber selbst wenn er hier ein Paar Halme mit niederträte, würde man ihn sofort gerichtlich verfolgen und die gesetzlichen Strafen auf ihn anwenden. Auch verlangt ja das Volk von jedem Weltverbesserer, daß er Unkraut, das schon seit mehr als 100 Jahren gewuchert hat, nicht etwa ausreißen, sondern vielmehr es selbst Waizen tragen lassen soll.

Man muß gestehen, es liegt einige Unbescheidenheit in der Foderung des Volks, ein neuer Zahn, den es gerade braucht, solle auf irgend einem Umwege, als durch das Zahnfleisch, durchbrechen, und wenn es sich den Magen durch Ueberfluß und süße Sachen verdorben hat, solle auch die Arznei noch süß seyn und mit Appetit genossen werden. Jupiter schickte den Fröschen,

die einen König verlangten, als ihnen zu wohl in ihrem Sumpfe wurde, erst einen Klotz, zuletzt, da dieser Alles beim Alten ließ, einen Storch, der das Geschrei stillte, indem er die Schreier fraß. Nun wohl, der Sumpfvogel, die Cholera, ist da; aber die Menschen hätten viel weniger Ursache, sich über ihn zu beklagen, als die Frösche, denn er frißt eigentlich das Unheil, worüber sie schreien, sie selbst blos als Zukost; und curirt, die Principien der Homöopathie auf die erhabenste Weise anwendend, durch die Krankheit der einzelnen Menschen nichts anders, als die Krankheit der Menschheit selbst.

Im Grunde, worauf reduciren sich die Vorwürfe, die man der Cholera macht: sie rafft eine Menge Menschen hinweg; aber hat man nicht schon lange die zu üppige Blätterkrone der Menschheit wegen der Krankheit ihres Stammes verklagt, und sogar durch heimliche Mittel, wenn nicht die gegenwärtige, doch die zukünftige Menschheit auszurotten vorgeschlagen; — sie hemmt Handel und Schifffahrt, aber haben das die Regierungen nicht seit lange durch den Schnürleib der Douanen gethan; — sie bringt Verdienstlosigkeit unter gewisse Classen von Menschen, allein was sind die Geldbeutel der Menschen von jeher anders gewesen, als communicirende Blasen, von denen man keine leer drücken kann, ohne daß eine andere dafür anschwillt.

In allen diesen Beziehungen macht sie also das Uebel zum Mindesten nicht schlimmer, wenn überhaupt eins da ist; und rechnet man den Umschwung, den die Literatur durch die Cholera gewonnen hat, denn über den zahllosen Leichnamen der Menschen flattern wie Psychen eben so zahllose lebendig gewordene Bücher empor; die Entstehung der Mäßigkeitsgesellschaften, als deren Urheber man mit Unrecht den Diakonus Eger genannt hat, die Bereicherung, die die Medicin an neuen Theorieen gewonnen hat, für gar nichts? Es ist der Mühe werth, alle diese Punkte etwas näher zu beleuchten, geschieht es gleich nicht in der Hoffnung, die Menschen mit der Cholera zu versöhnen; denn erst, wenn sie vorbei seyn wird, werden viele laut und öffentlich die guten Cholerazeiten zurückwünschen, wie man die Napoleonischen erst zurückwünschte, nachdem Napoleon selbst untergegangen war, und niemand mehr für den großen Beutel, worin er selbst, oder den kleinen, worin sein Geld steckte, fürchten durfte. Es ist mit der alten und neuen Zeit wie mit einer ersten und zweiten Frau; wäre die alte auch eine Megäre gewesen, und die zweite ein Engel, so würde man doch immer der zweiten vorwerfen, daß ihre Flederwische zur Seite kein Ersatz für das feurige Auge und die lebendigen Lockenringeln der ersten wären; und ungleich als die Menschen unter einander, spricht man

blos stets gut von der Zeit, nachdem sie den Rücken gewendet, schimpft sie aber ins Angesicht.

Zweites Capitel.

Daß zu viele Menschen auf der Welt sind, darüber ist man schon lange einig, wenn es auch minder entschieden ist, welche der Menschen zu den zu vielen gehören. Im Allgemeinen zwar kommt die eine Hälfte der Aerzte überein, daß die andere überflüssig sey, die eine Hälfte der Candidaten, daß man die andere nicht brauche, und da dasselbe in allen Ständen und zwar reciprok zwischen beiden Hälften geschieht, so wäre auf diese Weise freilich die ganze Menschheit überflüssig. Indeß der ärgste Streit entsteht doch immer in diesem Bezuge zwischen den Reichen und Armen, den Vornehmen und Geringen. Die Reichen toleriren allerdings die Armen, doch nicht anders, als die Menschen die Fliegen toleriren, die sie wegen ihrer Menge nicht ausrotten können, von denen sie es doch aber unbequem und widrig finden, daß sich diese unreinlichen Geschöpfe mit an ihre Schüsseln setzen wollen; — die Armen finden umgekehrt die Reichen überflüssig, un=

gefähr nach demselben Schlusse, den der Holzapfelbaum und Schlehbaum macht: daß wir mit schlechten Holzäpfeln und Schlehen vorlieb nehmen müssen, rührt blos daher, daß die vornehmen Bäume uns alle guten Aepfel und Pflaumen wegtragen; und sie dienen daher willig gern jedem zu Prügeln, der diesen stolzen Bäumen ihre Früchte abzuschlagen Lust hat. Freilich waren jene auch einmal Schlehen- und Holzapfelbäume, und diese könnten sich dazu veredeln; allein dieser Schluß liegt nicht so nahe und ist weit minder bequem, als jener.

Im Grunde kommt dieser Streit auf das allgemeine Naturgesetz heraus, daß jeder Hund, der ein Stück Knochen im Munde trägt, den Hund, der das andere Ende anfaßt, für überflüssig hält, selbst wenn es jener eher anfaßte; denn wäre jener nicht da gewesen, so hätte er selbst den Knochen finden können; und es ist gewiß, daß, wenn blos zwei Menschen auf der Welt existirten, sie doch über Uebervölkerung klagen würden, ja der Streit zwischen Kain und Abel hatte wahrscheinlich keinen andern Grund. Genau betrachtet, scheinen auch unsere jetzigen Klagen über Uebervölkerung noch keinen triftigern Grund zu haben. Es giebt in Brasilien, Nordamerika, Neuholland noch genug urbares Land, das, um es in Besitz zu nehmen, blos die Ausrottung einiger Wälder und wilder Völ-

kerstämme erforderte, und Leute, die so laut über Mangel an Arbeit klagen, fänden dort deren mehr, als sie brauchten; allein die Wahrheit ist, daß sie die Arbeit überhaupt nicht brauchen. Der Mensch will nicht blos Platz zum Hause; nein, er will auch das Haus haben, und nicht blos das Haus, sondern auch eine eingerichtete Stube mit einem Canapee zum Faullenzen und einem Tischchen decke dich. Allerdings könnte er sich das Alles selbst machen; denn Platz ist da, Holz ist da, Steine sind da, Füße sind da, nach dem leeren Platze zu wandern und Hände, Holz und Steine zusammenzufügen, aber wie viel leichter scheint es dem Menschen, in einen schon fertigen Haushalt einzuziehen; wenn also, denkt er, ein Theil von denen stürbe, die oder deren Voraltern das im Schweiße ihres Angesichts erworben haben, so könntest du und deine Kinder das ohne Schweiß genießen, und hierin liegt ein Grund der Klagen über Uebervölkerung. Nicht Menschen überhaupt, sondern Faule und Liederliche sind sonach zu viel; denn an fleißigen Leuten findet noch keinesweges Uebervölkerung Statt. Im Gegentheile: ein fleißiger Arbeiter, eine Magd oder Bedienter comme il faut, ein tüchtiger Beamter sind Dinge heut so selten, als vor 100 Jahren, und oft mit schwerem Gelde nicht zu erlangen. Aber man will nicht fleißig arbeiten, nicht tüchtig und thätig seyn, und denkt wiederum, wenn ein

Theil von denen stürbe, die es sind, müßte man dann auch die Faulen und Liederlichen bezahlen.

Allerdings giebt es unglückliche Gegenden, wo die angestrengteste Arbeit durch die zunehmende Vermehrung der Producte ihren Lohn nur immer mehr mindert, aber nicht die Uebervölkerung ist deshalb anzuklagen; ja eher die entgegengesetzte Ursache; denn würden nicht, wenn es doppelt so viele Menschen gäbe, doppelt so viel Strümpfe und Spitzen getragen werden? Blos die Indolenz der Menschen oder ihrer Führer, daß sie, wie Raupen an einem abgefressenen Aste, noch klumpenweis an einem erschöpften Gewerbszweige hängen bleiben, während der Baum wohl noch viel andere grüne Zweige hat, wohin sie sich vertheilen könnten, ist Schuld an ihrem Hunger. So ist das Erzgebirge mit seiner stokkenden Industrie ein alter abgedankter Bergmann, der vor seinem erschöpften Schacht steht und seine letzten Kräfte verschwendet, aus dem tauben Gestein noch Gold und Silber herauszuklopfen, während in reichen Schachten daneben die edeln Metalle durch Dampf und Maschinen ohne lebendige Kräfte mühelos zu Tage gefördert werden. Diese Armen sind zu bedauern, wenn man nicht mehr für sie thun will oder kann; aber die Armen sind es nicht überall; denn an den meisten Orten ist Brod zu finden, wer es nur, anstatt mit dem Bettelsack vor den Thüren, auf dem Felde mit dem Säetuche sucht.

In der That fehlt es wohl im Allgemeinen an Nahrungsmitteln und sonstigen Producten? Im Gegentheil geht man der Sache auf den Grund, so beruht die Klage der Oekonomen über Nahrungslosigkeit nicht darauf, daß sie zu wenig, sondern daß sie zu viel Korn und Kartoffeln haben, die ihnen die Arbeiter nicht abkaufen, weil sie für ihr Geld Branntewein kaufen müssen, um sich den Verdruß darüber zu vertrinken, daß ihnen die Maschinen Schuhe und Röcke halb umsonst machen, um die sie sich sonst beinahe todt arbeiten mußten. Es ist freilich sonderbar, daß man erst Branntewein aus Korn und Kartoffeln destilliren will, und dann doch verlangt, der Rückstand solle die Leute noch eben so satt machen, als vorher. Unstreitig hat der Schöpfer Korn und Kartoffeln wachsen lassen, um gegessen zu werden, und nicht darauf gerechnet, daß man diese Producte vertrinken würde. Ist es aber Wunder, daß, wenn man die Nahrungsmittel zu Wasser macht, man auch nur Wasser übrig behält, sich zu nähren. Es ist gewiß, daß, wenn alle Feldfrüchte, die jetzt, zu Branntewein verbraucht, den Weg nach dem Kopfe nehmen, um sich dort in revolutionaire und zornige Ideen von Freiheit und Gleichheit gegen Nachbar und Staat zu verwandeln, vielmehr als Brod, Klöße und Brei den Weg nach unten einschlügen, nicht nur genug hiervon da seyn würde, um wohlfeil verkauft zu

werden, sondern auch Geld übrig bleiben würde, es zu kaufen, Vernunft genug, das Geld zu verdienen, und Dünger, die Producte selbst wieder zu erzeugen; und der Grund ist sehr untriftig, den man anführt, daß der Branntewein zur Stärkung der Arbeit diene, denn das römische Coliseum wurde zur Zeit gebaut, da man noch keinen Schnaps kannte, und fiel ein, da man zur Genüge davon hatte. Blos die Verwandlung hat er hervorgebracht, daß, während sonst die Leute tranken, um zu arbeiten, sie jetzt höchstens arbeiten, um zu trinken, und sich beschweren, daß sie das Brod nicht nebenbei umsonst von der Regierung oder Armenanstalt erhalten. Man hält den Regierungen immer das Beispiel Heinrichs IV. vor, welcher sagte, er würde nicht eher ruhen, als bis er's so weit gebracht, daß jeder seiner Unterthanen des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, wiewohl er's meines Wissens nie wirklich so weit gebracht; allein man verlangt zugleich, daß die Regierung selbst jedem das Huhn in den Topf stecke.

In Summa mögen also wohl nicht zu viel Menschen an sich da seyn; aber es sind ihrer zu viel für einander da, die sich aus Faulheit erdrücken; weil jeder, der eine faule Bärenhaut sieht, sich darauf legt, und wenn auch schon 10 andere darauf lägen, statt daß er in den Wald gehen und den Bär selbst jagen sollte, um sich bequem und allein auf die selbsterwor-

bene Lagerstätte zu werfen. Daher setzt man ein Stockwerk über das andere und noch eins, und noch eins, bis man denkt, es ist am Ende eben so bequem, nach America zu gehen und dort eine neue Parterrewohnung zu bauen, als alle Tage 6 Treppen auf- und abzusteigen. Bevor es nicht so weit gekommen ist, wird sich Niemand von der Stelle rühren, und wahrscheinlich dann noch nicht; denn er berechnet weislich noch die Mühe, die es ihn kostet, zur Bequemlichkeit zu gelangen. Wenn daher trotz aller Seligkeit, die man uns vom Leben im Himmel vorspiegelt, doch mehr Menschen in die Hölle als den Himmel kommen werden, so dürfte der einzige Grund der seyn, daß sie in den Himmel eine hohe Leiter hinan zu steigen haben, während sie sich in die Hölle gleich Kopf über kollern können. Durch diese allgemeine Faulheit wird nun Europa mit seinen Städten zuletzt einem Korbe mit faulen Käsen ähnlich, worin die Maden unter und über einander liegen, dennoch kriecht keine in die frischen Körbe, die ein Stück davon stehen, weil die Fliege nicht gleich das Ei hineingelegt hat.

Man hat dieser Neigung des Menschen, lieber auf der Stelle, wo er geboren ist, zu verhungern und die Rübenschalen aus dem Kehricht zu lesen, weil man keinen Platz mehr findet, selbst daselbst welche zu bauen, als an einen fremden Ort zu gehen, wo der Platz die

Menschen, nicht die Menschen den Platz suchen, verschiedene Namen beigelegt: Vaterlandsliebe, Geselligkeitstrieb, gemüthliches Festhalten des Gewohnten; aber bedenkt sich Jemand, nach Indien zu gehen, um einen reichen Vetter dort zu beerben? bedenken sich die Mönche und Nonnen, im Kloster der Einsamkeit zu pflegen? blos die Arbeit will man nicht außer Landes suchen. Man führt ferner an, die Armen hätten nicht einmal die Mittel, auszuwandern. Das mag wahr seyn; was würde man aber von Jemandem sagen, der aus Furcht vor dem Klettern mit aufgesperrtem Munde so lange unter einem hohen Baume voll schöner Früchte stände, in der Erwartung, daß ihm eine ohne sein Zuthun hineinfalle, bis der Hunger ihm zuletzt auch die Kräfte geraubt, hinauf zu gelangen?

Es ist wahr, der Mensch kann nichts für diese Trägheit, die unter den verschiedensten schönen Titeln alle Noth über ihn bringt; denn sie ist ihm angeboren, und es hilft auch auf die Dauer kein Mittel dagegen; aber um so nöthiger werden dadurch Mittel, die der Folge derselben, dieser sogenannten Uebervölkerung der Erde, die noch kein Dritttheil der Menschen trägt, die sie ernähren könnte, abhelfen.

Das gewöhnlichste Hülfsmittel in dieser Hinsicht ist bekanntlich der Krieg. Dies Mittel wurde sonst ohne alle Kunst und Wissenschaft ausgeübt; gefiel Jemandem

der Platz, worauf sein Nachbar stand, so sagte er zu ihm: geh weg, und ging er nicht, so schlug er ihn todt oder schob ihn weg. Weil aber auf diese Weise die Klugen immer zu kurz kamen gegen die Starken, verschworen sich jene unter einander, umspannen diese mit einem Gewebe von Gesetzen und Listen, legten ihnen Zaum und Gebiß an, und nöthigten sie, ihnen den Acker zu bauen, die Lasten zu tragen und sich an ihrer Statt todt zu schlagen, wenn es einmal an Raum fehlte, was diese auch mit großer Gutmüthigkeit und mit wenig eigenem Nutzen bisher gethan haben. Man sah aber bald ein, daß bei der ungezieferartigen Fruchtbarkeit des gemeinen Volks eine sparsame Anwendung letztern Hülfsmittels nichts fruchte, und daß eine Gestattung desselben im Einzelnen oft die selbst zu ihrem Schaden treffe, die doch dies Mittel eigentlich nur zu ihren Gunsten handhaben wollten. Man erklärte also den einzelnen Todtschlag und Diebstahl überhaupt für gottlos und munterte durch Orden, Ehrenstellen, Rang und Titel desto mehr zum allgemeinen auf. In der That, wollte man jeden König, der 100000 Menschen durch weise Combinationen und geschickte strategische Maßregeln aus der Welt geschickt und einige Länder bei Seite gebracht hat, eben so hängen oder einsperren, als Jeden, der einen Menschen aus Leidenschaft todt schlägt, oder ein Brod aus Hunger stiehlt,

und, statt daß man jetzt auf eine gewisse Anzahl Köpfe, die Jemand vorzeigen kann, als Preis eine Ehrensäule mit dem Namen des Großen setzt, ihm eine Schandsäule mit seinem Kopfe als Knopf oben darauf errichten: so würden die Menschen bei Weitem nicht die für ihren Bedarf nöthige Anzahl Kriege haben; daher jene Einrichtungen sehr weislich getroffen sind, daß es daran nie fehle.

Bekanntlich haben die Menschen das System, den Wald der Menschheit, wenn er zu dicht wird, auf eine möglichst expeditive Weise zu lichten, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht; und sie sind, wenn sie gerade in Menge vorhanden sind, bescheiden genug, mit einander auch nicht mehr Umstände zu machen, als mit andern Dingen, die gerade zu beseitigen sind. Man sprengt die Felsen mit Pulver, haut die Wälder mit Eisen um und schießt die Mauern mit Kugeln ein, und dieselben Mittel wendet man ungefähr an, um die Menschen, die sich deshalb vorher in Haufen sammeln müssen, bei Seite zu schaffen. Wer mit der größten Menge zuerst fertig ist, bekommt ein Stück Land als Belohnung. Indeß will man doch seinen Abscheu gegen den Todtschlag beweisen; man schafft daher alle jene Todte ruhig bei Seite und spricht nicht mehr davon, nimmt dafür aber gegen einzelne Taugenichtse desto mehr Rücksicht, um zu zeigen, daß

man selbst ein nichtswürdiges Leben noch achte. Man füttert sie erst ein Paar Jahre, läßt sich's mehrere tausend Thaler kosten, ihnen zu beweisen, daß sie nicht werth seyen, von der Sonne noch ferner beschienen zu werden, unterschreibt mit schmerzlichem Bedauern über den Rest von Barbarei in unserer positiven Gesetzgebung, der Auge um Auge, Zahn um Zahn verlangt, ihr Urtheil; baut ihnen ein stattliches Gerüst, bietet Staat und Kirche auf, die Feierlichkeit ihres Dahinscheidens zu verherrlichen, und sucht ihnen ihre letzten Augenblicke auf alle Weise zu versüßen; während der brave Soldat auf dem Schlachtfelde halb von der Kugel und halb vor Durst und Kälte stirbt, ohne für mehr gerechnet zu werden, als die Zahl an seinem Czako.

Jedenfalls, da man selbst weiß, wie man einander los werden soll, und, während die eine Hälfte der Gewerbe, Aemter und Staatseinkünfte zur Unterhaltung der Menschen dient, die andere Hälfte eben so regelmäßig zur Unterhaltung der Mittel, sie zu beseitigen, verwandt wird, ist sehr wohl begreiflich, warum es die Menschen so übel nehmen, daß ihnen die Cholera jetzt vorgreift und einen Theil der Menschen ums Leben bringt, die der Staat gar nicht dazu bestimmt hat und auch nicht dafür bezahlt. Die Potentaten waren ja selbst nur eben im Begriff, eine allgemeine Purification

vorzunehmen, ja in manchen Ländern schrie auch das Volk, im Gefühle seiner eigenen Vollblütigkeit, darnach, und es handelte sich blos noch um die diplomatischen Formen, um den Anfang damit zu machen; nun sehen sie mit Erstaunen und Unwillen, daß ihnen die Cholera in ihr zünftiges Handwerk greift, und auf eine Weise, die für sie ohne allen Nutzen ist. Man trifft Anstalten gegen die Cholera wie gegen einen Wolf, der in eine Schaafheerde einbricht, nicht aus Schonung für die Heerde, die man ja selbst schlachten würde, sondern weil man dadurch um die Wolle und das Fleisch kommt. In der That, die Menschen, welche die Cholera tödtet, könnte ja ein berühmter General, oder der es werden will, ein Prinz vom Hause, ein Mann, der Popularität sucht, todtschlagen, und sich dadurch, daß er selbst die Hauptstädte, in die sie eingebrochen ist, eroberte, die schönen Titel Moskawsky, Warschawsky, Wieninsky, Berlinsky alle zugleich verdienen, aus denen sich noch dazu die uneigennützige Cholera nicht einmal etwas macht; auch titulirt man sie nur Wüthrich, Ungeheuer u. s. w., woraus sie sich allerdings eben so wenig macht. Freilich kann sich die Cholera nicht als eine Person von Gottes Gnaden ausweisen, d. h. eine Person, die durch die Gnade Gottes gleich da geboren ist, wohin sie durch eigene Kraft nicht gelangen würde, und die auf ihrem Throne fest=

gewachsen ist, weil sie, aus Furcht, ihn nicht wieder zu bekommen, ihn seit Jahrhunderten nicht zum Repariren gegeben hat; sie ist vielmehr erst ganz vor Kurzem aus Sumpf und Moor hervorgekrochen und hat sich ihre ganze Herrschaft und Berühmtheit selbst errungen. Wäre sie die Tochter irgend eines Fürsten, so würde irgend ein Prinz, etwa Don Miguel, Neigung zu ihr fassen und sie heirathen, man würde dann das, was sie thut, legitim und in der Ordnung finden, da man den Fürsten das Recht dazu nie bestritten hat, wofern sie es nur in den gehörigen Formen ausüben; aber so ohne alle Befugniß in die göttlichen Rechte der Regenten einzugreifen, das ist nicht zu erdulden.

Indeß würde man es vielleicht dennoch erdulden, wenn nur die Cholera irgend eine politische oder religiöse Farbe trüge, sey es nun ultraliberal oder karlistisch, aristokratisch oder radical, rationalistisch, supranaturalistisch oder mystisch, und dann ihre Freunde schonte und blos ihre Feinde fräße. Sie würden dann wenigstens e i n e Partei für sich haben, und statt daß jetzt, wo sie sich nur blicken läßt, alles sich zu Vereinen zu ihrer Abwehr und Vertilgung zusammenrottet, wie Pferde, die beim Herannahen eines reißenden Thieres die Köpfe im Kreise zusammenstecken und blind hinten ausschlagen, würden vielmehr Propaganden zur

Beförderung und Fortpflanzung der Cholera, neben andern Propaganden, welche die neuere Zeit erlebt hat, entstehen, und man würde sie, wie einen verständigen Hund, dem man seinen Feind zeigen und zurufen kann: Pack an! hegen und pflegen, statt daß man sie jetzt, wie einen tollen Hund, der ohne Unterschied Alles, was ihm in den Weg kommt, anfällt, zu vernichten sucht. In der That, sie kümmert sich um keine Cocarde oder Binde, sie liest keine Journale, aus denen sie lernen könnte, wer die Nichtswürdigen sind, und wer die Gerechten, sie ist nicht durch Geld und Mittagsmähler zu bestechen; sie fragt den Reichen nicht, ob er Zeit hat, sie zu empfangen; sie tödtet nicht den Großen oder Geringen, den König oder Bettler, sie tödtet blos den Menschen. Diese Unparteilichkeit sollte ihr Freunde erwerben, zumal jetzt, wo die Forderung und das Bewußtseyn der Gleichheit vor Gott und dem Gesetz immer lauter wird und mehr als ein Streben dahin geht, Berge und Thürme zu rasiren und die Erde zu einem spiegelblanken Ball zu machen; allein diese Forderung ist ja stets nur dahin gegangen, gleiche Vortheile zu gewinnen, dagegen keiner diese Gleichheit verlangt hat, wenn es gilt, gleiche Lasten und Unglück zu tragen.

Allerdings ging schon einmal die Rede und ward mit großem Frohlocken in allen Zeitungen verkündet, die

Cholera sey eine Aristokratin geworden und speise blos gemeinen und schlechten Pöbel. Man fing demgemäß auch in den gebildeten Cirkeln an, die Cholera viel milder zu beurtheilen; sie gewann augenscheinlich an Liebenswürdigkeit, und aller Abscheu wandte sich gegen das Volk, welches das Versäumniß der Cholera an denen, die sie vergessen hatte, glaubte nachholen zu müssen; man designirte schon die Straßen, wo man ihren Einzug wünschte und fing an anzuerkennen, daß die Cholera viel Elend von der Erde wegräumen könne. Allein, seitdem die Cholera, der an der Freundschaft und Achtung der Großen nicht viel zu liegen schien, neben den Fliegen auch die Spinnen wieder wegzufegen angefangen und sich an einigen Grafen und Fürsten vergriffen hat, ist der Bruch vollständig und unheilbar geworden; ja die Großen, im Gefühle des unersetzlichen Verlustes, den jeder an sich selbst erleidet, äußern wo möglich noch mehr Widerwillen gegen diese Krankheit, als die Gemeinen, die stillschweigend zugestehen, daß, weil sie nichts zu verlieren haben, nichts an ihnen verloren sey. Wenn freilich blos die Schnapstrinker und das Lumpengesindel, das wirklich in Lumpen geht, an der Cholera stürbe, so würde man ihr keinen Vorwurf daraus machen; daß aber auch die unmäßigen Weintrinker und Fresser und das Lumpengesindel in gestickten Kleidern nicht verschont bleiben, das empört.

Wir verkennen hierbei gar nicht das Mitleid, das sich, unangesehen der Personen, so allgemein und lebhaft gegen die unglücklichen Schlachtopfer der Cholera äußert. Jeder vermag das Mitleid in so großer Quantität und ohne alle Kosten in seinem Innern zu erzeugen, daß man ganz verschwenderisch damit umgeht, um so mehr, da ein recht wirksames Motiv beiträgt, es hervorzulocken. Es wird wohl keiner seyn, der sich nicht jetzt aus seinen Schuljahren des Terenzischen: **Homo sum, nihil humani a me alienum puto**, erinnern sollte, was auf Deutsch heißt: ich bin ein Mensch, also könnte mich wohl auch treffen, was andere Leute trifft. Diese Gefahr nimmt mit der Nähe zu, und deshalb ist es richtiger, von Mitleid gegen den Nebenmenschen, als gegen den Menschen überhaupt zu sprechen; denn das Mitleid nimmt nach demselben Gesetze als das Licht, mit der Entfernung des Gegenstandes ab; ja dieser Einfluß der Nähe ist so groß, daß man schon mit einem heulenden Schooßhündchen mehr Mitleid haben kann, als mit einem heulenden Armen vor der Thür, und daß ein Fleck auf dem Kleide uns betrübter macht und zu mehr Ausgaben veranlaßt, als die Lumpen eines Bettlers, der drei Schritte von uns steht, wiewohl wir auch diesem etwas Mitleid nicht versagen. Alles Mitleid des Menschen ist im Grunde nur Beileid. Daß Menschen überhaupt unglücklich

sind und sterben, darüber härmt sich im Allgemeinen kein Mensch; gehen ihn die Leute nichts an, so raucht er so ruhig als der Holländische Pflanzer sein Pfeifchen, während sie gegeißelt werden; ja lachen sie etwa oder verziehen den Mund bei etwas, wo er gewohnt ist, zu weinen oder die Augen zu verdrehen, so zündet er ihnen selbst den Scheiterhaufen an und tanzt darum, um zu lachen, wenn sie weinen; und wer hätte nicht im letzten Kriege mit Vergnügen gehört, wenn 10000 Russen, oder je mehr je besser, erschlagen oder durch Mangel und Hunger umgekommen waren. So las man auch zuerst mit höchster Gleichgültigkeit: in Indien sind 2 Millionen Menschen an der Cholera gestorben; man las es als eine Art Curiosität oder Naturereigniß, wie man etwa läse: der Chimborasso speit jetzt Feuer, man weiß ja, bis hieher wirft er seine Steine nicht; also kann man ruhig seyn; man sagte höchstens einmal: das ist schrecklich; aber Niemand ist erschrocken; dazu war Indien viel zu weit. Mit etwas mehr Interesse las man: es sind 5000 Menschen in Moskau an der Cholera gestorben; man hat mit Europäern schon mehr Mitleid als mit Asiaten oder Amerikanern; man erkundigte sich schon beiläufig, ob die Cholera ansteckend sey, und das Mitleid stieg oder sank um einige Procente, je nachdem man die eine oder andere Nachricht darüber vernahm; man las mit

Aufmerksamkeit und Bestürzung: es sind 1000 Menschen in Warschau gestorben; und wen bisher der Polnische Krieg noch theilnahmlos gelassen hatte, der fing doch jetzt an, denselben empörend zu finden; allenthalben, wohin sich die Cholera jetzt wenden wollte, wurde ihr der Eintritt in das Gebiet untersagt, und sie mußte sich nach Ungarn und Preußen einschwärzen lassen; als man nun aber erst gehört hatte, in Berlin sind 50 Menschen an der Cholera gestorben, da kannte die Bestürzung keine Gränzen mehr, und weil man durch den Himmel keinen Cordon ziehen konnte, rief man ihn jetzt an, es selbst zu thun; wird sie aber erst in Leipzig seyn, so wird sie leichtes Spiel haben, vielen, die von dem immer anwachsenden Mitleid, und der Furcht, es könne jeden Augenblick in Mitleiden übergehen, nun schon ganz erschöpft sind, vollends das Garaus zu machen.

Also erklärlich sind die Verwünschungen wohl, die man jetzt gegen die Cholera ausstößt, aber sind sie deshalb auch gegründet? Brauchen wir überhaupt Mittel, uns eines Theils der Menschen zu entledigen, so ist doch unstreitig dasjenige, was nicht die rüstigsten und bravsten Leute, wie der Krieg, sondern anerkannter Weise aus allen Ständen und Geschlechtern die, welche sich der Völlerei und andern Ausschweifungen ergeben haben, zu ihren Opfern ersieht, vorzuziehen

und doppelt wohlthätig wirkt die Cholera dadurch, daß sie, anstatt wie der Krieg die Menschen zu demoralisiren, vielmehr sie zur Enthaltsamkeit und Mäßigkeit anhält.

Drittes Capitel.

Unstreitig ist die Form, unter welcher die Cholera erscheint, Brechen und Purgiren, sehr unwesentlich, und von ihr blos zur symbolischen Bezeichnung dessen, was sie eigentlich mit ihrem Erscheinen sagen will, gewählt worden. Es ist merkwürdig, die Menschen über Brodlosigkeit klagen zu hören, während über die Hälfte derselben an den mittelbaren oder unmittelbaren Folgen der Magenüberladung stirbt. Freilich Brodlosigkeit heißt jetzt nicht sowohl kein Brod haben, als blos Brod haben; da doch der Mensch nicht von Brod allein lebt, vielmehr dies blos als Wagen dient, um Fleisch und Fett in den Magen einzufahren. Das Brod für sich bewirkt ja weiter nichts als Sattwerden, was gerade das Verdrießlichste bei dem ganzen Essen ist, indem alle Kunst vielmehr darin besteht, es so einzurichten, daß es dazu möglichst spät oder gar nicht kommt, weshalb auch alle Nahrungsmittel, die den

Menschen leicht satt machen, wie Klöße, Mehlsuppe, kaum als Wort, geschweige als Substanz in den Mund eines Gebildeten kommen. Allein trotz aller Vorsicht weiß man sich vor dem Sattwerden nicht zu schützen; ja es giebt Leute, die 100 Thaler darum geben würden, nur einmal recht ordentlich hungrig zu werden, und die es trotz aller Raffinerie nie dazu bringen. Allerdings brauchten sie blos eine Mahlzeit darum zu geben, die noch dazu einem armen Schlucker, der an der entgegengesetzten Calamität leidet, recht wohl bekommen würde; allein durch Nichtsessen hungrig werden, kann jeder Bettler; das wahre Problem ist, den Hunger wieder durch das Essen selbst hervor zu bringen. Statt daher weniger zu essen, ißt man mehr, nämlich neben Braten und Pudding noch Sardellen, Gewürz und Sauce, oder auch man trinkt jetzt, um hungrig zu werden, und ißt, um durstig zu werden, und bringt es so durch ein geschicktes Wechselspiel von beiden oft recht weit in beiden, wobei die Zunge wie ein Pendel hin und her schwingt, die Maschine immer in gleichförmigem Gange zu erhalten. Gewiß, nichts würde dem Menschen lieber seyn, als daß sein Magen die umgekehrte Eigenschaft von der Wittwe Oelkrüglein hätte, und da es nicht der Fall ist, so behandelt er ihn wenigstens, als ob es der Fall wäre, und wollte man das, was zu viel gegessen wird, und das, was zu wenig gegessen

sen wird, gegen einander wiegen, so könnte sich die Erde von dem Ueberflusse recht gut noch einen Hund halten.

Es ist wahr, man hält der Mäßigkeit große Lobreden und es werden wenige Regierungen seyn, die nicht wirksame Maßregeln träfen, ihren Unterthanen dieselbe anzugewöhnen. Auch wird man überall, wo Leute auf öffentliche Kosten gespeist werden, das Princip der Mäßigkeit auf lobenswerthe Weise befolgt und zur Verhütung aller Uebertretung desselben die Speisen so eingerichtet finden, daß sie eine unmittelbare Liebe zur Mäßigkeit erwecken. Es geht aber dieser Tugend, wie andern achtungswerthen Leuten, mit denen aus Respect Niemand, wer nicht dazu genöthigt ist, gern zu thun hat, und daher lieber andre hinschickt. Sich selbst sucht man mit der Mäßigkeit abzufinden. Man ißt z. B. blos von seinen Leibspeisen zu viel, die man freilich alle Tage ißt, und betrinkt sich blos bei freudigen Ereignissen und an Sonn- und Festtagen, die jetzt allgemein durch einen verdorbenen Magen gefeiert werden: denn anstatt mit Herzen, Mund und Händen lobt man Gott jetzt mit Magen, Mund und Händen, wiewohl in umgekehrter Folge, und Fasten heißt jetzt nicht Nichtsessen, sondern etwas anders essen. Wo gäbe es eine Feierlichkeit, deren Glanzpunct nicht Essen und Trinken wäre, und würde man die lang-

weiligen und trockenen Reden, die man dabei hält, ertragen, wenn sie nicht dienten, den Appetit nach etwas Saftigem und Geistigem zu stärken, daher auch diese Reden stets vor der Tafel, nie nach der Tafel gehalten werden, um so mehr, da man dann leichter fremder, als der eignen Zunge mächtig ist. Einem hohen Fremden beweist man seine Ehrfurcht durch Braten und Pasteten, die man vor ihn hinsetzt: so wie ein junger Weltbürger in die Welt tritt, essen ihm, da er selbst noch nicht viel leisten kann, Freunde und Anverwandte wenigstens vor, um ihn zu bewillkommnen; seine zurückgelegten Lebensstadien werden durch Torten als Meilensteine bezeichnet, und wenn er wieder aus der Welt geht, so essen sie ihm zum Abschiede nach und trocknen ihre Thränen mit der Serviette. Geschieht etwas Großes, so ißt man viel zu viel, geschieht etwas Kleines, wenigstens etwas zu viel, allein ohne daß man äße, geschieht Nichts.

Es ist wahr, der Körper, ein sehr genügsames Wesen, verlangt alle diese Gastmahle gar nicht; er weiß sogar nicht, wie er den Ueberschuß, den man ihm bietet, unterbringen soll: indeß das ist seine Sache; er mag selbst sehen. Er sieht nun auch wirklich zu: Wie oft hört man sagen: ich habe zu viel Blut; Kopfweh und Nasenbluten verlassen mich nicht; aber kann man

sich wundern, daß, wenn man eine Kaffeekanne übervoll gießt, der Kaffee zur Dille herausläuft?

Der Magen ist durch die Art, wie man mit ihm umgeht, nachgerade das Ei aller Krankheiten geworden, während er doch eigentlich die Urne des Gesundheitsquells seyn sollte, und es geht ihm, wie manchen Puppen, aus denen ein schöner Schmetterling auskriechen sollte, statt dessen kriechen Maden heraus. Alle weisen Diätetiker haben daher auch, da man einmal den Hunger nicht als Koch gebrauchen will, ihn wenigstens als Arzt empfohlen. Und dies scheint mir sehr richtig: denn die gewöhnliche Methode, den Menschen bei seinen chronischen Uebeln fort essen und trinken zu lassen, und dazwischen noch stärkende und reizende Mittel in den Magen zu bringen, kommt mir vor, als wenn man einen Menschen, der vom Tragen großer Lasten erschöpft ist, dadurch stärken wollte, daß man ihm kleine Paquete noch daneben zu tragen giebt, oder ihn kitzelte, um ihn zu lustigen Sprüngen zu veranlassen. Was giebt sich nicht die Medicin für unendliche Mühe, alle die sauern, salzigen, kohlenstoffigen und wasserstoffigen Säfte, die im Körper herumlaufen, wieder herauszuschaffen oder durch chemische Mittel zu neutralisiren; aber auf das einfachste, sie gar nicht hineinzulassen, fallen wenige.

Auf diese Weise ist es freilich allmälig so weit ge=

kommen, daß sich nicht blos die einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit den Magen verdorben hat; und Mittel gegen die Cholera anwenden, die nun auch nicht blos die einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit purgirt, heißt eigentlich Mittel gegen das Mittel anwenden. Wenn man zählen wollte, wie viele von den Menschen, die in ein Paar Stunden durch die Cholera erlöst worden sind, langsam und elend durch Leberverstopfung, Magenkrebs, Wassersucht, Gelbsucht und wie diese Genien, die einen vollen Magen umschwärmen, alle heißen mögen, zu Tode gequält werden würden, so würde man sie, anstatt sie als Wüthrich zu bezeichnen, wahrscheinlich eben so loben, wie ein mitleidiges Kind, das einen halb zertretenen Wurm noch vollends todt tritt. Ja, wenn die Cholera eine Strafe ist, ist nicht die Sünde dazu reichlich vorhergegangen? Viele wollen freilich hiervon nicht gern etwas wissen, weil sie dann die Sünde lassen müßten, und um abzulenken, setzen sie das Entstehen und Fortschreiten der Cholera lieber mit der Wärme der Seen, der Erscheinung der Nordlichter und der Drehung der Erde von Morgen nach Abend in Verbindung. Nun erkenne ich zwar das Großartige der Idee, hierin Symptome einer Cholera der Erde, die sich dem Menschen als Organ derselben nur mittheilt, zu sehen, ehrfurchtsvoll an, und würde so-

gar rathen, statt der symptomatischen Cur der Menschen, lieber allen Campher, alles Cajeputöl und Opium, was man hat, in das Meer zu schütten, und an Nordpol und Südpol wollene Strümpfe zu ziehen, um die Erkältung der Erde zu verhüten; aber doch glaube ich, hat es eben so viel für sich, die Cholera mit der andern Naturerscheinung in Verbindung zu setzen, daß unverdaute Sachen Uebelkeit erwecken, oder, um dieser Erklärung einen wissenschaftlichern Ausdruck zu geben, die Cholera von gewissen elektrisch-magnetischen Wirkungen, welche eine galvanische Kette von Fleisch, Fett und Branntewein im Magen zu erzeugen vermag, abzuleiten. Es kann auch vielleicht wahr seyn, was so viele sagen, daß die Cholera aus Indiens Sümpfen gekommen sey, aber, wenn sie nicht in jedes Magen einen neuen Sumpf fände, worin sie sich niederlassen könnte, so würden ihre Flügel sicher bald erlahmt seyn, und man sollte daher, um sie abzuhalten, nicht die Länder, sondern die Menschen sperren und Pflaster statt auf den Magen, vielmehr auf den Mund legen, der zwar Feuer und Flamme gegen die Cholera speit, aber doch im Grunde das einzige Thor ist, wodurch sie in den Menschen einzieht, nicht, wie man gemeint hat, als unsichtbares Luftinfusorium, sondern frei reitend auf Kalb, Rind, Schwein und Schöps.

Es ist im Grunde unbegreiflich, wie sich der Ma-

gen so lange so viel hat gefallen lassen, ohne von seinem Rechte, wegzubrechen, was ihm zu viel dünkt, Gebrauch zu machen; nun er's einmal im Großen thut, und, wie ein sich endlich empörendes Volk freilich auch die Gränzen darin überschreitet, weiß man sich vor Erstaunen nicht zu finden, da man doch vielmehr über seine frühere Geduld erstaunen sollte. Das Volk der Mägen hat in der That jetzt nicht mehr gethan, als alle andern Völker; es will liberaler behandelt seyn, und kann man es leugnen, daß es wenigstens Einiges in dieser Hinsicht erreicht hat? Schon hat man ihm Obst und Branntewein als die größten Verbrecher Preis gegeben; es ist unglaublich, mit welchem Abscheu man jetzt einen Apfel oder eine Melone betrachtet, die noch vor Kurzem die Zierde jeden Desserts waren, und wie bei Gebissenen die Wasserscheu oft beim bloßen Anblick des Wassers ausbricht, so wird gewiß der bloße Anblick einer Weintraube hinreichend seyn, bei vielen die Cholera, die schon ihren ganzen Sinn inficirt hat, zum Ausbruch zu bringen. Es wäre vielleicht jetzt sogar der günstige Zeitpunct für den Magen, noch mehr Opfer, ja eine geregelte Constitution überhaupt zu verlangen, denn was verspräche der Mensch nicht in der Todesangst? An sich sind freilich alle diese proscribirten Nahrungsmittel sehr unschuldig, daher auch die Cholera nicht sie, sondern die Men=

schen, die sie gemißbraucht haben, verzehrt. Indeß so ist der Mensch: klagt man ihn an, so wäscht er seine Hände in Unschuld und sagt: nicht ich, sondern das Wasser war schmuzig.

Es ist wahr, wenn die Menschen sich Obst und Branntewein versagen, so glauben sie diese Entsagung durch desto größere Freiheit in andern Artikeln belohnen zu müssen und jedem Register verbotener Speisen ist daher auch immer ein Register empfohlener Speisen beigefügt; denn man kann sich nicht überreden, daß die Cholera gar nichts sollte von guten Gerichten wissen wollen, blos für wählisch hält man sie. Ja, um nichts einzubüßen, hilft man sich so, daß man zwar den Schnaps im Allgemeinen verbietet, aber doch einen Choleraschnaps erlaubt, um zwar der Cholera ihren Willen zu lassen, aber seinen auch zu haben. Ueberhaupt weiß der Mensch sehr geschickt, sich durch Ausnahmen von einer lästigen Regel zu befreien; daher er auch nie eine Regel ohne Ausnahme macht, um, wenn ihm die erste nicht mehr zusagt, die Ausnahme gleich zur Regel machen zu können; oder er giebt auch wohl der Regel und den Ausnahmen gleich schlechthin das Verhältniß des Ganzen zu seinen Theilen. So gilt in allen Mäßigkeitsgesellschaften die Regel, keinen Branntewein zu trinken, außer in den Fällen, wo der Arzt oder man sich selbst ihn verord-

net, welches letztere man dann zu thun berechtigt ist, wenn man an Unverdaulichkeit leidet oder sich erkältet hat; aber hat man von jeher den Branntewein anders, als zur Stärkung und Erwärmung des Magens getrunken, und wird der, der einmal Appetit danach bekommt, es nun nicht für seine Pflicht halten, sich auch den Magen noch zu überladen, um nicht wider sein Gelübde welchen zu trinken? Die ganze Wirksamkeit der Mäßigkeitsgesellschaften möchte sich hiernach zuletzt darauf reduciren, daß harte Klöße ein modisches Gericht werden. Allerdings möchte man den Teufel gern fortjagen: denn er spielt den Menschen manchmal schlechte Streiche, und in der Hölle ist es heiß; aber da er doch im Ganzen ein amüsanter und zu vielen Dingen recht brauchbarer Bedienter ist, an den man sich noch überdies gewöhnt hat, so hält man ihn immer noch an einem Zipfelchen fest, bis er den Menschen daran in den Abgrund zieht.

Indeß, dem sey, wie ihm wolle, so muß es schon als ein Verdienst der Cholera betrachtet werden, daß sie die Menschen wenigstens aufmerksam gemacht und sie veranlaßt hat, sich zu dem schweren Geschäfte der Mäßigkeit, das sich jeder für sich allein nicht durchzuführen getrauen würde, zu vereinigen. Ist gleich zu erwarten, daß dies gesellschaftliche Vergnügen nicht viel Beifall finden wird, und man, so wie die Cholera

den Rücken wendet, nur um so hungriger wieder über die unberührt gelassenen Schüsseln herfallen wird, so könnte sie doch wenigstens den Nutzen haben, den sie nicht hat und es ist nicht ihre Schuld, daß man die Ruthe nur so lange fürchtet, als man sie vor Augen sieht, um sie nachher doppelt wieder zu verdienen.

Viertes Capitel.

Man macht der Cholera den Vorwurf, sie hemme die Handelsverbindungen und den Verkehr. Die Wahrheit hievon ist nicht zu bestreiten; aber ist nicht die Nothwendigkeit der Sperren gerade einer der wenigen Punkte, worüber Fürsten und Unterthanen der Sache nach übereinstimmen, wenn sie auch in der Form sich darüber streiten, weil unter den verschiedenen Mitteln, ein liberaler Mann zu seyn, dasjenige, Alles illiberal zu finden, was von der Regierung ausgeht, das einfachste ist. Zwar ist nicht zu läugnen, daß in Büchern und Journalen viel von allgemeiner und unbedingter Handels- und Gewerbsfreiheit die Rede ist, und man sie laut zum Beßten des Volks fordert; aber dieß geschieht unstreitig nur deßhalb, weil sie nicht da ist, und — wie eine neuere Philosophie alles Bestehende für vernünftig hält — so umgekehrt der wahre Liberalis-

mus alles Bestehende für unvernünftig erklärt. Wozu hätte man denn übrigens Preßfreiheit, wenn man ihr schönstes Vorrecht, die Regierung allerwegens zu tadeln, nicht benutzen wollte, die Regierung, die ja Niemandem die Fenster einwirft oder das Haus demolirt, wie es das Volk thun würde, wenn man ihm eben solche Dinge ins Gesicht sagen wollte. Die Regierung würde aber schlecht beim Volke fahren, wenn sie jene, in liberalen hohlen Töpfen in Stubenluft aufgewachsenen, Pläne ins Freie unter alles das Unkraut und die trotzigen eingewurzelten alten Stämme, die da wachsen, verpflanzen wollte. In der That, haben die neuern Revolutionen, in so weit sie vom Volke ausgegangen sind, etwa den Zweck gehabt, die so gerühmte Handels- und Gewerbsfreiheit zu erringen? Im Gegentheile, sie beabsichtigten vielmehr, die schon für das Land im Ganzen bestehenden Sperren den einzelnen Städten und Corporationen mehr als bisher zu Gute kommen zu lassen, und das Volk ließ sich's zwar recht gern gefallen, als man es im Namen der Handels-, Gewerbsfreiheit und anderer Freiheiten losließ, fiel aber nun sogleich diese selbst an. Ein Volk, das so von Liberalität strotzt, daß es seinen Ueberfluß daran mit Gewalt selbst fremden Nationen aufzudringen sucht, denen er freilich meist schlecht bekommen ist, verlangte nach seinen glorieux jours du juillet, daß alle frem-

den Handwerker aus der Stadt gejagt würden, damit ihm der Sieg des Liberalismus nun auch etwas nutze, und eine gewisse sehr liberale Stadt fand einen der wichtigsten Gründe zu ihren glorieux jours du septembre in der Freiheit Fremder, auswärtige Fabrikate einzubringen, und eine der schönsten Früchte dieser schönen Tage darin, daß die Meßfreiheit der Fremden um $\frac{2}{3}$ verkürzt und das Einbringen fremder Artikel beschränkt ward. Hat man je gehört, daß die Tischler, Fleischer, Bäcker einer Stadt auf die freie Einfuhr fremder Tische und Stühle, fremden Fleisches und Brodes den liberalen Ideen der Handels- und Gewerbsfreiheit zu Liebe gedrungen haben, und verlangt nicht jede neue Manufactur einen neuen Zaun um das Land? Es ist wahr, jeder will nur, daß für die Producte, die er selbst fabricirt, eine Sperre existire, für die übrigen aber die unbedingteste Freiheit — und hierin besteht der Grundzug der liberalen Ideen des Volks; — allein, man hat bisher noch kein Mittel entdeckt, jedes einzelne Product zu sperren, während man die Gesammtheit frei läßt, — und das ist der Grund der Unzufriedenheit des Volks. Denn das sieht freilich auch ein Blinder ein, daß er zuletzt doch nichts gewinnt, wenn er zwar den Brauer, Bäcker und Fleischer nöthigt, sich auf doppelt so theure Stühle an doppelt so theuren Tischen niederzulassen, diese ihm

aber dafür doppelt so theures Bier, Brod und Fleisch vorsetzen.

Wenn nun aber doch jeder zum Aufblühen seines eigenen Geschäfts ein Geländer darum mit einer nach auswärts gehenden Klappenthür und einem Zollhause davor für nöthig hält, und, wofern die Regierung selbst eine Fessel irgendwo zu lüften sucht, gewiß eine Zunft sich findet, welche Wehe darüber ruft, daß sie eine Klammer aus dem Ganzen reiße, was macht man der Cholera die Sperren, die sie veranlaßt, zum Vorwurf? Man freue sich doch vielmehr: denn wird nicht nun, da sie keine ausländischen Producte mehr einläßt, die inländische Industrie vortrefflich wachsen und gedeihen? Wie glücklich werden wir seyn, wenn sie erst einen Cordon um ganz Europa gezogen haben wird; dann werden wir anfangen, Zucker, Kaffee, Thee, Zimmt und Gewürznelken im Lande selbst zu erzeugen, die wir jetzt mit schwerem Gelde vom Auslande beziehen. Es ist wahr, sonst baute man an derselben Stelle Getraide, Kartoffeln und Wolle, was besser hier wuchs und kaufte mit diesen Producten Zimmt und Zucker, was besser in Indien wuchs; aber man braucht ja blos das Sperrsystem noch etwas weiter auszudehnen, und jeden Apfelbaum zu sperren, um ihn zu nöthigen, statt seiner gewöhnlichen Rinde Zimmtrinde, statt Aepfel Cocosnüsse und statt seines herben Safts Sy=

rup zu erzeugen; oder käme es nur wenigstens so weit zum Vortheile der Einzelnen, daß jedes Haus abgesperrt würde, damit die Inwohner das Geld im Hause behielten. Wie viele jetzt leer stehende Stuben würden sie dann mit Rüben und Kartoffeln, die ihnen bisher einen theuern Tribut an das Land kosteten, bepflanzen oder Ställe für Schöpse und Kühe daraus machen? Verböte man dem Stiefelputzer ins Haus zu kommen, so ersparte man seinen Species monatlich, indem man sich die Stiefeln selbst putzte, und die schweren Schneider- und Schusterrechnungen, über die jetzt jeder seufzt, würde man nur mit Heiterkeit immer höher anlaufen sehen, wenn man sie sich selbst zu bezahlen hätte. Hierbei ist noch nicht einmal in Anschlag gebracht, wie viele Menschen bei dieser Einrichtung würden leben können, die man anzustellen hätte, um die Sperren zu unterhalten, und die mindestens freie Wohnung, Licht und Holz in dem Hause, das sie zur Wohlfahrt seiner Inwohner cerniren, zu finden hätten.

Der Nutzen der Sperren für das Inland kann überhaupt nicht groß genug angeschlagen werden. Wenn sie aufgehoben würden, würde sogleich eine Fluth besserer und wohlfeilerer Producte das Land überströmen, und man würde Niemandem seine schlechten inländischen Fabrikate mehr abkaufen wollen. So aber kann

sich Jemand noch nähren, auch wenn er schlechte Tuche und Zeuche im Lande verfertigt. Was für Mühe und Nachdenken müßte er bei freier Einfuhr aller Artikel aufwenden, um einerseits die Güte seiner Producte so zu steigern, andrerseits durch möglichst vortheilhafte Benutzung der Productionsmittel ihren Preis so herabzusetzen, um die Concurrenz mit dem Auslande aushalten zu können. Alles das wird durch das so einfache Mittel der Sperren dem Fabrikanten erspart, und wie sehr der Flor der Fabrikanten, um nicht zu sagen der Fabriken, dadurch wachsen müsse, bedarf keiner Erörterung. Es entsteht überhaupt in jedem cultivirten Staate die Frage; hat das Publikum eigentlich den Schuster und Schneider sitzen, um sich von ihm Schuhe und Röcke machen zu lassen, oder hat der Schuster und Schneider das Publikum sitzen, um sich von ihm die Schuhe und Röcke, deren Verfertigung er zu seiner Subsistenz nöthig hält, bezahlen zu lassen? Die erstere Ansicht ist weitläuftig und unbequem; die zweite ist praktisch und leuchtet jedem unmittelbar ein; denn es ist ja viel einfacher, daß jeder direct seinen Vortheil beziehe, als daß nur das unbestimmte Ding, was die Gelehrten Publicum oder Staat nennen, den directen Gewinnst habe und jeder erst hieraus schöpfe. Warum soll man, um ein Glied zu ernähren, fordern, daß es erst mühsam selbst

beitrage, seine Nahrung zu suchen, und daß diese noch den langen Verdauungs- und Ernährungsproceß durchlaufe, ehe sie zu dem Gliede gelangt; man lege doch ein Band um das Glied, so wird es schon anschwellen. Ein solches Band ist aber eine Sperre.

Wie viele Fabriken, die sich selbst bei allen Sperren noch kaum erhalten, würden nicht ferner ganz eingehen, wenn man die Sperren aufheben wollte. Unstreitig sind dieß solche, für die unser Boden überhaupt nicht gemacht ist, — denn was in einem Lande von selbst gedeiht, bedarf keiner Sperre — oder die dem Publikum im Grunde entbehrlich sind; aber müssen nicht diese Fabriken um so mehr gehegt und gepflegt werden, wenn ihre Unternehmer bestehen sollen, die noch dazu, wie aus ihren Petitionen um Sperren hervorgeht, blos deßhalb meist sich für das undankbare Unternehmen opfern, um dem Vaterlande den Stolz, Producte im eigenen Schooße zu erzeugen, mit denen sich sonst nur das Ausland brüstete, zu verschaffen. Wie patriotisch wäre es z. B., wenn Jemand das köstliche Gewächs, den Oelbaum, statt Raps und Rübsen, bei uns anpflanzen wollte, und könnte er nicht, da sonst auch nicht einmal Hoffnung zum Gedeihen seines Unternehmens vorhanden wäre, mit Recht auch noch auf den Dünger, womit seine Nachbarn ihre

Korn= und Waizenfelder düngen, Anspruch machen? Wäre es nicht ferner billig, wenn Jemand bei uns eine Fabrik von Puppenköpfen und Nürnberger Bildern anlegte, womit er eine Menge Menschen und sich selbst nebenbei ernährte, daß man ihn, der seine Abgaben an den Staat leistet und sonst nicht leben könnte, schützte und den Eingang fremder Gemälde und Kunstwerke verböte, da ja nun das Land mit inländischen Producten versorgt ist; und wären nicht Prämien für den auszusetzen, der zur Unterstützung dieser inländischen Industrie seine Gemälde= und Gypssammlungen verkaufte und dafür eine Sammlung jener einheimischen Producte anlegte. Man würde sich so allmälig an die Nürnberger Waaren gewöhnen, und den Genuß, den ein Italiänisches Kunstwerk gewährt, gar nicht mehr vermissen, so wie man, wenn man keine Seide mehr bei uns sähe, sich auch recht gut an Leinwand würde gewöhnen können. Es ist wahr, Kunstwerke und Seide schaffen, erstere dem ganzen gebildeten Theile der Welt, letztere wenigstens allen Damen, jetzt noch großes Vergnügen; aber die Fabrikanten, die ihre Abgaben bezahlen und patriotische Unternehmungen machen wollen, können dabei nicht bestehen; also man sperre jene Producte aus; man trage sich, wenn es nicht anders seyn kann, in Sackleinwand und zerschlage, wenn es an Steinen fehlt, die Tempel und

Antiken, um Häuschen daraus zu bauen, Firniß und Pappe darin zu kochen.

Nicht minder groß, als die Vortheile, welche die Unterthanen von den Sperren beziehen, sind aber die, welche den Regierungen dadurch erwachsen; daher auch das schöne Entgegenkommen der Unterthanen und Regierungen im Fordern und Bewilligen der Sperren.

Wenn eine Regierung zum Volke sagt: Ich habe Lust, im Lande Chausseen und Canäle anzulegen, um dem inländischen Handel bequeme Communicationen zu eröffnen; ich will eine hinreichende Anzahl kluger Leute anstellen, damit Gerichts- und Verwaltungsgang schnell von Statten gehen, ich will auf eine stattliche Kriegsmacht halten, um das Land gegen fremde Eingriffe und Anmuthungen zu schützen; ich will Gelehrte und Künstler unterstützen, um die geistige Intelligenz zu heben; ich will Schulden bezahlen, um das Land allmälig von einer Last zu befreien, die ihm trübe Zeiten aufgebürdet haben; so sagt das Volk: daran thust du sehr wohl; das Alles ist deine Schuldigkeit; nur wird es alles das noch nicht hinreichend finden und es nicht nur gleich auf der Stelle, sondern auch noch viel mehr dazu verlangen. Wenn aber die Regierung nun den Nachsatz hinzufügt: aber zu allem diesen brauche ich Geld, viel Geld, und von wem anders könnte ich es erwarten, als von euch, die ihr mit

allen jenen Einrichtungen einverstanden seyd und die Vortheile davon ziehen werdet: so sagt die Biene und 100 andere liberale Journale: Pfui über eine Regierung, die ihr Land aussaugen will. Aber, spricht die Regierung, die Zeit ist jetzt vorbei, wo sich die Steine von selbst nach dem Klange einer Leier zu Straßen und Mauern zusammenfügten; die Leute, die darauf sehen, daß jeder das Seine behalte, wollen nicht selbst in Lumpen unter euch umhergehen; selbst Gottes Wort wüßte ich euch nicht umsonst zu verschaffen; denn Niemand predigt umsonst von der christlichen Liebe; auch bekommt ihr ja das Geld, das ihr mir nur einstweilen zufließen laßt, wieder, und ich kann euch um so mehr einträgliche Arbeit geben, je mehr ihr mich in den Stand setzt, sie euch zu bezahlen. Das Volk erwiedert: durch diese weitläuftigen Sophismen fängt man uns nicht; in der Biene und andern liberalen Journalen steht kurz und bündig: vortreffliche Einrichtungen, wenig[1], am liebsten keine Abgaben, das sind die Dinge, auf die jede gute Regierung zu halten hat; wie sie sich vereinigen lassen, ist nicht unsere, sondern deine Sache; dafür eben bist du die Regierung; übrigens haben wir nichts dagegen, dich für unfähig zu erklären und uns künftig selbst zu regieren. Indeß ist man doch in seinem Rathe nicht zurückhaltend. Die Biene und andere liberale Journale schreiben um

die Wette: wenn denn durchaus Steuern seyn müssen, so sey wenigstens nicht so unmenschlich, Brod, Fleisch, Salz und Bier, was jeder Mensch, der Aermste wie der Reichste braucht, zu besteuern. Ja, ruft das Volk: in der Biene steht: du sollst nicht besteuern Brod, Fleisch, Salz und Bier, und auf dieß Gebot wollen wir halten, Gott straf uns! — Aber, sagt die Regierung, wenn ich Sachen besteuern will, die Niemand nothwendig braucht, so werde ich nicht viel dadurch einnehmen. — Nun so besteure sie um so theurer! — Aber dann wird man die Sachen gar nicht mehr brauchen, und ich bekomme wieder nichts. — Nun, so besteuere meinetwegen, was du willst, nur nicht meinen Acker und nicht mein Geschäft, und wende nicht so viel auf Dinge, die mir nicht zu Gute kommen, oder deren Nutzen ich überhaupt nicht einsehen kann. Kurz, wie sich die Regierung auch wenden mag, die Steuern entgleiten ihr immer wieder, wie Wasser, das sie mit den Händen greifen will.

Sie nimmt indeß guten Rath an; sie geht im Lande herum, klopft an diese und jene Thür und fragt bescheiden, ob vielleicht hier etwas zu Abgaben für sie übrig geblieben sey? So wie sie der Inwohner hört, zieht er den zerrissensten Rock, den er auftreiben kann, über sein ganzes Kleid, und ruft ihr entgegen: ist's nicht genug, daß du uns auf diese Lumpen redu-

cirt haſt; willſt du uns auch dieſe nehmen; geh' zum Nachbar; ich gebe nichts, ich habe nichts. Sie läßt ſich's nicht verdrießen, bei jeder Thür dieſelbe Antwort zu empfangen; aber zuletzt werden die Leute verdrieß=lich und ſagen: nun laß uns in Frieden, ſonſt ſchicken wir dir unſern Deputirten über den Hals, der dir ſoll ſagen, was es heißt, ruhige Unterthanen ſcheren.

Was bleibt der Regierung übrig? Sie überlegt hin und her, wie ſie ein Mittel finden ſoll, das ſie zugleich in den Stand ſetzt, Abgaben zu erheben, und die Un=terthanen, ſie zu bezahlen. Endlich fallen ihr die Sper=ren ein. Jeder, der um eine Sperre bei der Regie=rung nachſucht, verlangt ſie ja deßhalb, um ſeine Ab=gaben bezahlen zu können; ſie muß alſo doch ein Mit=tel ſeyn, das den Unterthanen dieſe Laſt erleichtert und für die Regierung ſelbſt fallen von dem Gehege als Früchte die indireten Steuern und Zölle ab. Sie be=ſtätigt alſo nicht nur Bierzwang, Mahlzwang und je=den andern Innungszwang, der Geſellſchaft wegen auch den Preßzwang, und würde unſtreitig noch den Oh=renzwang privilegiren, da die Einfuhr fremder Pro=ducte in das Ohr vielleicht gefährlicher, als jede an=dere iſt, wenn ſie eine Douane vor jedes Ohr bauen könnte; außer dieſen kleinen Sperren aber, die meiſt blos den einzelnen Unterthanen zu Gute kommen, legt ſie nun zu ihrem eigenen Beßten noch eine große für

das ganze Land an, so daß dieß jetzt einem großen Zuchthause gleicht, mit einer allgemeinen Mauer und vielen kleinen Zellen darin, worin die einzelnen Gewerke wie eben so viele abgesonderte Gefangene sitzen und arbeiten; nur, daß sie sich über ihre Zellen und Mauern selbst freuen, und, wenn man ihr Gefängniß einreißen wollte und ihnen die Freiheit lassen, sich anzubauen, wie und wo sie wollten, großes Wehklagen erheben würden, daß man ihnen ihr schützendes Asyl raubte.

Also nochmals, was macht man der Cholera für einen Vorwurf daraus, wenn sie Sperren, die ohnehin von Einzelnen gewünscht und mit Ungestüm gefordert und von der Regierung mit Bereitwilligkeit gewährt und organisirt werden, veranlaßt und befördert. Es ist dieser Vorwurf um so ungerechter, da man von der Cholera selbst Nutzen gezogen hat, die Sperren der Städte, auch ohne daß es die Cholera verlangte, freiwillig zu verstärken, und, während sie den Leib ohnehin schon genug zusammenzieht, dieß noch durch freiwilliges Zusammenschnüren kräftig unterstützt. So hat man unter andern in einer Stadt, die wegen ihrer Wohlthätigkeit berühmt ist, den armen Gebirgsleuten und Hausirern bei Gelegenheit der Cholera den Eintritt ohne Weiteres untersagt. Diese Leute lasen sich sonst von der Messe, an der wie an einer reichen Ta-

fel die Stadt selbst herrlich speiste, die abfallenden Brocken zu Holz, Brod und Kartoffeln für den Winter zusammen, — ja ihr ganzer Jahreshaushalt war darauf berechnet — sie schmückten dafür durch Spiel und Gesang, bunte Trachten, Teppiche und Körbe den fetten Ochsen des Gewinns, der geschlachtet wurde, gleichsam mit eben so viel bunten Bändern und Kränzen, so daß, auch wer keinen Theil daran hatte, doch fröhlichen Theil daran nahm; und bewirkten so, daß die Messe, anstatt wie eine stumme Pharaobank zu erscheinen, wo man nur das Geräusch der rechts und links abschlagenden Karten hört, und die Gesichter der Pointeurs ihre disharmonischen Melodieen zum starren Grundbaß in den Zügen des Banquiers und Croupiers spielen sieht, ein lebendiges lustiges Fastnachtsspiel wurde, wo der Dreier des Jungen hinsichtlich des Vergnügens, das er sich damit verschaffen konnte, so viel galt, als der Thaler des Reichen. Doch:

Alle jene Blüten sind gefallen
Von der Cholera pestart'gem Weh'n;
Ein'ge zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergeh'n.

Man trieb alle jene in ihrer Armuth noch lustige und bunte Leute hinaus; und was blieb nun noch übrig, als einige gelbe Röcke mit magern Händen in den breiten Klappentaschen und gelbe Gesichter mit papier-

nen Physiognomien aus Cours und Wechseln, die man stumm berechnend hin und her laufen sah. Vertrieb man aber jene Leute etwa aus dem Grunde, weil sie die Cholera einschleppen könnten? — Bewahre, denn sie kamen aus den gesündesten Gegenden und hätten die Stadt eher mit Gesundheit als mit Krankheit anstecken können, wenn sie dafür empfänglich wäre; — oder weil sie einen zu großen und gefährlichen Menschenzusammenfluß veranlaßten? — Bewahre, denn man würde 100000 Menschen mit offenen Armen aufgenommen und ihnen recht gern noch eine Stadt neben der Stadt gebaut haben, wenn jeder nachweisen konnte, daß er nicht blos sich in die Stadt, sondern auch der Stadt durch sich etwas einbrächte; ja man hat Leute dieser Art recht dringend eingeladen, doch ja zu kommen, und sie alles Schutzes gegen und aller Pflege bei der Cholera versichert; und selbst jenen armen Leuten war man so mitleidig, den Eintritt noch unter der Bedingung zu verstatten, daß sie wenigstens 10mal so viel Geld hineinbrächten, als sie im günstigsten Falle heraus zu holen gedachten. Wenn sonach ein voller Geldbeutel am Thore klimperte, so rief die Stadt dem Pförtner sogleich mit Göthe zu:

Was hör' ich draußen vor dem Thor
Was auf der Brücke schallen?

Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!

War es aber nur ein alter Geiger oder Harfner, der mit dem Spruche herantrat:

An die Thüren will ich schleichen;
Still und sittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen
Und ich werde weiter gehn;

so erwiederte sie:

Jagt mir heraus den Alten —
Was soll'n wir noch zu uns'rer Last
Die andern Lasten tragen!

In der That war der einzige Grund der Zurückweisung jener armen Leute der, daß doch möglicherweise die Cholera durch irgend einen der Reichen eingeschleppt werden, und dann möglicherweise einer der fremden Armen krank werden könnte, wo dann die Stadt die Kosten davon gehabt hätte, dagegen es ihr keinen Heller kostet, wenn nun diese Leute gewiß sammt und sonders zu Hause verhungern; man müßte ihnen denn etwa das Geld, das sie hier hätten verdienen können, umsonst nachschicken wollen. Allein dann würde ja der andere, nicht zu verachtende, Vortheil, den man von dieser Sperre erlangt hat, wieder verloren gehen, daß nämlich die wohlthätigen Inwohner der Stadt den Verdienst nun selbst haben konn-

ten, den ihnen sonst jene armen Leute weggenommen hätten. Ohnehin sind jetzt die Zeiten so schlecht, daß man kaum mehr weiß, wie man ein seidenes Kleid, eine Schlittenfahrt und zwei Bälle die Woche im Winter zusammenbringen soll; und es ist schlimm genug, daß man, wenn man auch deshalb zwanzig Armen das vorenthält, wovon sie den ganzen Winter durch hätten leben können, doch kaum den zwanzigsten Theil einer dieser Sachen davon bestreiten kann; allein um so mehr muß man es zusammen nehmen; und man kann es darum einer Stadt nicht verdenken, wenn sie bei einer Gelegenheit, wo jeder als dringende Nothwendigkeit verlangt, daß etwas gethan werde, nun auch etwas thut, wobei sie wenigstens nicht zu kurz kommt.

Und im Grunde können sich ja auch jene armen Leute gar nicht beschweren, daß ihnen Unrecht geschehe. Wir haben dicke Gesetzbücher; aber wo steht darin etwas von Rechten, die die armen Leute hätten? ist einmal in einem Gesetze von Armen die Rede, so ist es nur, wie man sie am sichersten aufgreifen und in's Stockhaus schaffen kann, um die Wohlhabenden vor ihrem ekelhaften Anblicke zu schützen, und wie man ihre heimlichen Pratiquen, zum Schaden der wohlhabenden Leute sich eines ehrlichen Gewerbes zu bemächtigen, hintertreiben kann. Wenn ein armes

Mädchen sich rechtlich mit ihrer Hände Arbeit — und was kann das arme Wesen weiter — durch die Welt helfen will, so läßt sie der Damenschneider, der doch, statt die Nähterin zu machen, Schmidt, Tischler, Drescher, oder wenn er zu gar nichts weiter taugte, Soldat werden konnte, einfangen und strafen; sie wird nun liederlich, darauf stäupt man sie zur Stadt hinaus; und der Damenschneider sagt: da sieht man, was dabei herauskommt, solch liederliches Gesindel noch hegen und pflegen zu wollen. Aber freilich der Damenschneider bezahlt seine Abgaben und soll Frau und Kinder ernähren; jene arme Wesen haben aber nichts, wovon sie bezahlen könnten und haben auch weder Mann noch Kinder: denn wer nimmt ein Wesen, das nichts hat! sie wollen das Alles erst durch ihren Verdienst erwerben. Nun ich hoffe, daß bald Diebe und Mörder bei der Regierung einkommen werden, daß man sie doch Abgaben bezahlen lasse, und versprechen werden zu heirathen und ihr Geschlecht fortzupflanzen, da das so schöne Gründe sind, die Regierung zum Schutz eines Gewerbes zu bestimmen. Den Schneidermamsells aber würde ich sehr rathen, die Damenschneider ja künftig ruhig an dem Zeuge, das diese ihnen aus den Händen gerissen, fortnähen zu lassen, ohne ihnen selbst dafür etwas am Zeuge flicken zu wollen; denn ungeachtet diese Herren die Galanterie selbst

sind, so wird doch der dressirteste Jagdhund, wiewohl er hinreichend kräftige Schenkel und Füße zum Jagen hat, sie lieber hinter dem Ofen unter den Bauch zusammenschlagen und alle Artigkeit vergessen, wenn das arme kleine Hündchen, dem er sein Stück Brod oder Braten weggenommen hat, Miene macht, es ihm wieder abzunehmen oder sich nur bittweise nähert. Auch können ja die Mamsells heimlich statt der Gesellen für di? Damenschneider in verschlossenen Zimmern arbeiten; denn Beschäftigung gönnen jene Herren den armen Mädchen recht gern, wenn sie selbst nur die Früchte davon genießen und einen theuren Gesellen dadurch ersparen können, der ja dafür herumlaufen und betteln kann. Ich selbst getraue mir nicht, weiter etwas zu Gunsten der Schneidermamsells zu sagen; um nicht in der Sachsenzeitung für einen Radoteur erklärt zu werden; nur folgenden Vorschlag mögen sie noch berücksichtigen. Sie sollten in einer Eingabe an die Regierung den Damenschneidern alle ihre Rechte auf die Verfertigung von Frauenkleidern zwar willig cediren, dafür aber ihrerseits das Privilegium in Anspruch nehmen, künftig allein Hosen und Westen machen zu dürfen. Denn da es recht und schicklich ist, daß die Männer die Frauen anziehen, so wüßte ich nicht, warum das Umgekehrte nicht eben so recht und schicklich seyn sollte? ja genau ge=

nommen, da die Männer sich Hammer und Hobel vorbehalten, wozu ihnen der Herrgott die Fäuste verliehen hat, so wäre es von den Frauen nicht zu viel verlangt, wenn sie sich ihrerseits die Nadeln ausschließlich vindicirten, die zu führen die Männerhand erst ihre Kraft verlernen muß, während der Frauen feine Fingerchen selbst nur gegliederte Nadeln sind, die sich leicht und gern mit den wirklichen befreunden. Wenigstens gegen die erste Hälfte des Vorschlags würden auch die Frauenschneider nichts haben, da sie selbst nichts dabei verlieren; sollten aber die Herrenschneider dann Klagen erheben, nun so haben ja die Mamsells von den Frauenschneidern zur Genüge gelernt, auf welche Weise sie jetzt diese Leute abfertigen können; die Herrenschneider werden nämlich dann auch bald außer Stande seyn, Abgaben zu bezahlen und Frau und Kinder zu ernähren, und was bleibt dann dem Staat noch an ihnen zu schützen übrig?

Fünftes Capitel.

Wunder muß es denn doch nehmen, wenn man einmal kein Bedenken darin findet, Leuten den einzigen Weg zu rechtlichem Verdienst, der ihnen offen

steht, zu versperren, daß man doch der Cholera etwas dieser Art zum Vorwurf anrechnen kann, der Cholera, die ja wie mit einer Gießkanne allenthalben Artikel aussprengt, aus denen die segenreichste Ernte Goldkörner für die Bebauer vorher fast ausgedorrter Felder des Handels und der Gewerbe aufschießt, und die, wenn sie hier und da eine Flasche schon halb vertrockneten Verdienstes zustopft, dazu nur den Stöpsel aus einer überschäumenden Champagnerflasche frischen Gewinnes zieht. Von diesem Gewinne freilich spricht man wenig, während man viel von Leuten spricht, die durch die Hemmnisse des Waarenvertriebs, welche die Cholera mit sich gebracht hat, bankerott oder brodlos geworden sind — wiewohl ein Theil dieser Bankerotte wahrscheinlich auch vielmehr zu den bei Gelegenheit der Cholera gemachten Gewinnen zu rechnen seyn möchte — ja, die den Gewinn ziehen, helfen sogar den andern, die den Verlust haben, wacker in ihren Klagen — unstreitig um ihnen nicht auf andere Weise helfen zu dürfen — ungefähr wie eine Heerde fetter Gänse sofort mit einstimmt, wenn eine Heerde magerer aus Frost oder Hunger ein Geschrei erhebt; und, wie die reichen Griechen in von außen verfallen und traurig aussehenden Häusern inwendig geputzt und lustig sitzen, so möchte auch jetzt das von außen trübselige Gesicht Vieler nur wie eine mit Fleiß zerstörte

Wand vor eine inwendig recht vergnügte Seele gezogen seyn, damit man die Geschenke, die sie von der Cholera erhalten, Freude und Wohlhabenheit, nicht dahinter merke und sie nicht besteure oder anbettle. Die Menschen benehmen sich überhaupt in derlei Fällen immer gerade umgekehrt, als die Milchweiber, welche Wasser Milch, und Milch Sahne nennen, während wahre Sahne bei ihnen gar nicht zu haben ist, indem sie einen leidlichen Zustand stets einen schlechten und einen vortrefflichen einen leidlichen nennen, und höchstens ironisch, wenn sie sich wirklich einmal recht schlecht befinden, von einem vortrefflichen Zustande sprechen, auf welchem sich nicht ertappen zu lassen, sie sonst die größte Vorsicht anwenden. Auch sind ja die Menschen schon von Natur so organisirt, daß sie zwar die Gefühle des Schmerzes und Unmuths durch Geschrei ausdrücken, beim Gefühle eines ruhigen Wohlbehagens aber höchstens still in sich hineinlächeln, und so gewissermaßen ein Concert von Geigern vorstellen, die sich verschworen haben, zwar die Disharmonieen durch Töne, aber die Harmonieen blos durch Mienen auszudrücken. Wer daher nicht mit den Augen die schlechtschmeckende Brühe salzt, die er mit den Ohrlöffeln einschöpft, wird freilich das menschliche Leben für schlimmer als eine spartanische Suppe halten; und wenn einmal ein höherer Geist im Himmel unserer

Erdkugel sein Ohr zuwendet, so muß er bei dem Gekreisch, das von ihr ertönt, gewiß glauben, sie stecke wie ein zischender Braten fest am Spieße, dagegen er, wenn er sie näher betrachtet, sieht, daß sie, wie ein fetter munterer Igel im Grase, noch ganz behaglich im Himmelblau um die Sonne kollert und sich von ihr den Leib bescheinen läßt.

Die armen Leute können übrigens Gott danken, daß nicht statt der Cholera eine Maschine ins Lard gekommen ist, für sie ein viel größeres Ungeheuer, das zwar für den Besitzer arbeitet, ohne daß er es zu füttern braucht, ihnen aber dafür Arbeit und Brod zugleich wegfrißt, und gegen die sie sich nicht einmal auflehnen dürfen, da ja jetzt hinreichend erwiesen ist, daß die Maschinen die wahren Beine sind, auf denen die menschliche Cultur vorwärts schreitet, wo es denn bei einem so großen Wesen nicht übel genommen werden darf, wenn es unterwegs einige Tausend Menschen todt tritt. Diesen aber beweist man noch nebenbei, daß es nun auch ihre Schuldigkeit sey, sich zum Besten der Nachwelt von der fortschreitenden Cultur todt treten zu lassen, anstatt, wozu es ihnen an Lust in der Regel nicht fehlt, ihr die Beine entzwei zu schlagen; oder man zeigt ihnen auch wohl, daß sie im Grunde eine unrichtige Ansicht von den Maschinen hätten, die eigentlich ihre heimlichen Wohlthäter seyen;

sie sähen den Profit, den sie davon zögen, nur nicht ein, daher man ihnen denselben hiermit sagen wolle: die Arbeit nehme für sie vielmehr zu als ab — was freilich in so weit wahr seyn mag, als sie nun viel mehr werden arbeiten müssen, um noch eben so viel, als vorher, zu verdienen — denn sie könnten ja nun an den Maschinen arbeiten; ungefähr derselbe Trost, als für einen Verbrecher, dem man sagt, man wolle ihm an der Guillotine, womit er hernach geköpft werden soll, zu thun geben, und ihn so lange leben lassen, bis er sie zu Stande gebracht; auch ist, wenn ein Fabrikant Arbeiter verabschiedet, die nun fruchtlos nach Arbeit umherlaufen, gewiß dies Volk sämmtlich zu dumm, als daß nur einer den wissenschaftlichen Beweis einsehen sollte, daß doch im Grunde die Arbeit dadurch für ihn zugenommen. Sie mag da seyn, aber er findet sie nun einmal nicht, und er läßt daher zwar alle jene Beweise, die so väterlich für ihn sorgen, unangefochten, zerschlägt aber dafür die Maschinen, die die wirkliche Noth über ihn bringen.

Wir gestehen, wir würden es ungern sehen, wenn Leute, denen die Sonne gerade einmal zu heiß auf die Köpfe schiene, dieselbe zerschlagen wollten, im Falle sie dazu gelangen könnten, und wir gehören selbst zu den unbarmherzigen Leuten, denen es auf einige Tausend Menschenleben nicht ankommt, wenn dadurch bewirkt

werden kann, daß die Menschheit nicht ewig Schneider und Schuster bleibe, zumal so lange man Hunderttausende von Menschen für viel nichtswürdigere Zwecke opfert. Denn jede neue Schale, die die sich entwickelnde Menschheit zerbrechen will, vermag sie einmal nur durch Krampf und schmerzhaftes Pressen zu sprengen, und es hälfe nichts, wenn man sagte, sie solle lieber müßig in sich hineinkriechen, der Lebenskeim treibt sie nach auswärts, und sie würde nur in sich verfaulen, wenn sie den Rath befolgte; aber wir möchten nur den Leuten, die gerade ihre Nahrungssäfte hergeben müssen, damit die Cultur Blüthen und Früchte für andere trage, nicht beweisen — und für diese andern wäre der Beweis vollends überflüssig — daß sie von unsern philanthropischen Ideen wirklich satt werden müßten, und daß der, der vor Hunger leibhaftig auf der Straße umfällt, eigentlich kein Recht hätte umzufallen und es blos aus bösem Willen thue, um die Fortschritte der Cultur zu hemmen. Es ist wahr, — um dieß Beispiel nochmals vorzubringen, damit man es nur endlich vor Ekel überdrüssig werde — die Buchdruckerkunst beschäftigt jetzt vielleicht 5000 Leute, wo sonst kaum 50 Abschreiber ihr Brod fanden; aber ist nur einer der Abschreiber, die beim Entstehen der Buchdruckerkunst spazieren gingen, von dem Brode satt geworden, das jetzt Setzer, Drucker und

Buchhändler alle zusammen verdienen. Man hat in Frankreich in drei sehr geistreichen Preisschriften, um der Wuth des Volks gegen die Maschinen Einhalt zu thun — wozu freilich vielleicht ein wirksameres Mittel gewesen wäre, die Preise, anstatt an die Schriftsteller, an die brodlos gewordenen Arbeiter zu vertheilen — bis zur Evidenz bewiesen, daß alle Stände durch die Maschinen gewinnen; auch haben alle, die dadurch gewinnen, die Beweise genügend gefunden; und um die kleine Anzahl Leute, die eben die Maschinen zerstören wollten, auch noch zu überzeugen, hätte es blos noch der Hinzufügung des Beweises bedurft, daß 3 Groschen Lohn des Tages mehr als 10 Groschen des Tages sind: allein da bei diesem Beweise diejenigen, die die Preise zu vertheilen hatten, nicht unmittelbar interessirt waren, hielt man denselben unstreitig für überflüssig; und so ist man denn in allen einzelnen Fällen immer wieder auf den einzigen Beweis, der sich probat erwiesen hat, um die Arbeiter zu überführen, daß es besser für sie sey, die Maschinen zu lassen, als sie zu zerstören, zurückgekommen, d. i. eine tüchtige Charge auf die brodlosen Arbeiter zu geben, wenn sie die Maschinen wirklich angriffen.

Was die Cholera anlangt, so bringt sie, ganz anders als die egoistischen Maschinen, in Bezug auf den Erwerb fast nur directe und allgemeine Vortheile mit

sich. Wie schon angedeutet, hat sie mehreren Zweigen des Handels einen fast unerhörten Umschwung gegeben, und, wie zweifelhaft es seyn mag, ob die Cholera durch Waaren fortgepflanzt wird, so viel ist gewiß, daß die Waaren vortrefflich durch die Cholera fortgepflanzt werden, indem man nur ihren Namen als Vorspann vor irgend einer Waare anzubringen braucht, um sie, wenn sie bisher auch noch so fest gesessen hat, auf einmal flott zu machen, eine Leistung, die auch so anerkannt ist, daß man nun bald das Wort Cholera schlechthin eben so vor dem Namen jeder Waare finden wird, als das Wort Herr vor dem Namen jedes Menschen. Alle diese Artikel helfen freilich nichts gegen die Cholera, das sollen sie aber auch im Grunde nicht, sondern die Cholera soll ihnen forthelfen, und, so lange man noch kein Gebot hat: „du sollst den Namen der Cholera nicht mißbrauchen!" ist es Niemandem zu verdenken, wenn er damit nach Belieben umspringt, um etwas von ihr heraus zu pressen, damit er von einer Kuh, die so viele melken, nicht allein mit leerem Eimer fortgehe. Interessant wird es aber unstreitig seyn, wenn einmal die Cholera ihrer Wege gegangen ist, wie schnell man dann von allen Artikeln die Choleraetiquetten herunterreißen wird, damit ja Niemand mehr eine Beziehung derselben dazu ahne, ungefähr, wie bei einem

Einfall eines fremden Eroberers, so lange er gegenwärtig ist, alle Zeitungen und Straßenecken voll von seinem Namen, Wappen und Portrait hängen, die aber, wenn er verjagt ist, eben so schnell wieder heruntergerissen und vertilgt werden, um jede Erinnerung daran zu verwischen.

Ich will mich indeß nicht bei den Gewinnsten aufhalten, welche die Cholera-Binden, Hemden, Strümpfe, Hüte, Stöcke, Cigarren, Logis, Walzer, u. s. w. abgeworfen haben, oder was Intelligenzblätter durch Ankündigungen von Cholera-Artikeln und Büchern, Advokaten und Notare durch Codicille und Testamente, Papierfabrikanten durch das Papier zu den Cholerakarten, Gesundheitspässen und Regierungsverordnungen, Conditoren durch Cholera-Chocolate, Bonbons, Liqueure, Maurer und Zimmerleute durch den Aufbau von Cholerahäusern, Soldaten durch den Zuschuß zur Präservation gegen die Cholera, und Krankenwärter durch die Cholera selbst verdient haben; — eine andere Feder als die meinige gehört dazu, diese Segnungen, welche die so gescholtene Cholera aus ihrem Füllhorn über das Land ausgegossen hat, und die wohl verdienten, zuletzt durch ein gemeinsames Erntefest gefeiert zu werden, zu schildern. Blos beispielsweise will ich die Revenüen, welche Droguisten, Apotheker und Aerzte von ihr beziehen, et-

was näher erörtern. Es war in der That Zeit, daß diesen Leuten Hülfe wurde.

Sechstes Capitel.

Die schönen gläubigen Zeiten sind nicht mehr, wo noch jede Wurzel, Rinde, jeder Stein von besonderm Aussehen, Zahn, Fett und Koth jedes Thieres eine eigene Kraft der Natur barg, wo Schäfer und Scharfrichter mit ihren wunderlich componirten Mitteln noch das Zutrauen genossen, das ihnen die Aerzte seitdem mit so viel Handwerksneid streitig zu machen gesucht haben. In jenen Zeiten floß zu jeder Drogueriehandlung ein Heilquell heraus, um als Goldstrom zurückzukehren; aber seitdem die Natur keine Kräfte mehr hat, sondern blos noch Kräften gehorcht, seit Baum, Stein und Blume in ein lockeres Atomenpulver zerfallen sind, das man nur mühsam durch das Richtersche Attractionsgesetz wieder zusammengeleimt hat, seitdem hohlt man aus den Droguerien blos noch etwas Schwefelsäure und Kienruß zu Stiefelwichse, das ist alles; ungesucht und vergessen vermodert die sonst mit Gold aufgewogene Ginsengwurzel, wie der Leichnam eines ehedem kräftigen Helden, im Kasten und wird

zuletzt herausgeworfen, um schweren Ballen spießbürgerlichen Hollunderthees, der für Kupferdreier noch zu leicht wiegt, den Platz zu räumen, und Mumie, Einhorn und Haifischzahn von ehemals wunderthätiger Zauberkraft hängen nur noch wie bestäubte Fahnen und Wappen in einer Ruine als Denkmale der schönen tempi passati herum.

Den Verfall der Materialhändler theilen und übertreffen die Apotheker. Mit steigendem Ingrimm haben sie das System der Homöopathie aufblühen sehen; und obgleich sie nicht müde geworden sind, mit den Aerzten um die Wette zu beweisen, daß 1 Trilliontheil, das sie ja weder mit ihren zwei Augen, den Wagschaalen, erkennen, noch mit ihrem Finger, dem Pistill, fühlen, noch mit ihrer Nase, der Retorte, riechen können, eigentlich nichts ist — wiewohl dann freilich die Erde, die noch kein Trilliontheil der Welt, und der beweisende Apotheker, der noch kein Trilliontheil der Erde, und der beweisende Geist im Apotheker, der noch kein Trilliontheil seiner Masse ist, auch nichts seyn werden — so haben sie doch bei dem drohenden Wrack ihres Geschäfts das letzte Bret, das Privilegium, wenigstens dieses Nichts noch zu dispensiren, mit krampfhafter Anstrengung behauptet. Allein nur zu fühlbar wird ihnen die Wahrheit, daß, wo Nichts ist, auch der Apotheker sein Recht verloren hat. Zwar kann er

sich noch für die Mühe bezahlt machen; aber wenn der Apotheker vom Lohne seiner Arbeit leben soll, so sieht er wohl ein, daß er es dann nicht besser hat, als alle andere Leute. Eine fette Taxe ist, was er braucht, und um was er jetzt Gott, die Regierung und alle Welt, die es hören will, oder auch nicht will, bittet. Seht ihr einen Apotheker auf der Straße, im Laboratorium, beim Essen, wollt ihr wissen, woran er denkt? an die Taxe; schreibt er ein Buch, es ist über die Taxe; empfindet er Liebe, Schmachten, Sehnsucht, es ist nach einer fetten Taxe; sagt ihr ihm aber: er sehe sehr wohl aus, so nimmt er das sehr übel, denn er denkt, ihr stichelt, daß die Taxe zu hoch sey, und wollt es bei der Regierung anzeigen.

Wahrlich nicht ohne inniges Mitleid habe ich die Klagen der Apotheker über ihren jetzigen Zustand lesen können, zu denen ich ihnen sehr empfehlen würde, doch ein neues Journal zu etabliren, worin jeder seine Klagen über die Taxe niederlegen, auch, wenn er wollte, in elegischem Versmaße aussprechen könnte, und wovon, nachdem es bis zu einer gewissen Dicke angewachsen wäre, ein Exemplar nebst einigen Exemplaren der dürrsten Apotheker zum Belege an die Regierung zu senden wäre. Da, wie bisher, immer einer dasselbe, als der andere, in dem Journale sagen würde — zum Ueberflusse könnte man auch eine Norm

dazu geben — so würde dieser concertirende Klageruf doch endlich einmal von der Regierung als Stimme der Zeit gewürdigt werden, während so die einzelnen fruchtlos ihre Kräfte vergeuden, dieselben Beweise immer wieder von Neuem zu entwickeln, daß es unter den bestehenden Umständen gar nicht mehr möglich sey, seine 100 oder auch nur 50 pCt. zu verdienen. Vergebens rechnet jeder für sein Theil der Regierung nicht nur jede ganze, sondern auch jede zerbrochene Retorte und Tiegel seines Laboratoriums, jedes Kraut, das ihm vermodert, jedes Recept, das ihm nicht bezahlt wird, jedes Mittel, das jetzt nicht mehr verschrieben wird, jeden Thee, den der Kranke statt bei ihm bei dem Droguisten kauft, jede neue Apotheke, die mit seiner concurrirt, die verzweifelt kurzen Recepte und das nihilistische Princip der Homöopathen, die 33⅓ pCt. Rabbat, welche die Armenanstalten fordern, die Kosten seiner eigenen Ausbildung, um auf die Höhe der Kunst zu gelangen, auch manche dieser Dinge zweimal, vor; vergebens zieht er aus allen diesen Ansätzen das Facit, daß nur eine Erhöhung der Taxe den Ruin der Apotheker, von dem er eine Schilderung mit malerischen Farben beifügt, zu verhüten vermöge; die Regierung hat taube Ohren.

Es kommt dazu, daß selbst die Freunde der Apotheker, die Aerzte, die doch ihren Grundsatz, wenig ist

nichts, theilen, seit einiger Zeit unredlich gegen sie handeln und die Krankheiten an eine einfachere Lebensordnung gewöhnen, weßhalb auch die Apotheker an einigen Orten beschlossen haben, den Aerzten die sonst üblichen Weihnachtsgeschenke nicht mehr verabfolgen zu lassen. Mit Recht, denn will sich der Arzt auf Seiten der Kranken schlagen, so mag er sich auch blos von diesen bezahlt machen. Sonst, wenn ein Arzt einen Kranken barbierte, verlangte er allemal vom Apotheker so viel Seife dazu, um gleich den ganzen Körper in Schaum baden zu können — im Ueberschusse wuschen sich dann beide wechselseitig die Hände — und vergaß höchstens den Bart selbst einzuseifen, jetzt sucht man, wenigstens lese ich so, den jüngern Aerzten anzugewöhnen, ihre Seife blos auf den zu barbierenden Theil zu concentriren; wie aber kommt der Apotheker hierbei zurecht? Es wundert mich sehr, daß die Apotheker, die doch sonst so sehr in die Regierung dringen, sie in ihren Rechten zu schützen, nicht verlangen, daß der sonst blos durch Gewohnheit und collegialische Rücksicht geheiligte Gebrauch der Aerzte, bei jedem Recepte über die Zahl und Quantität der für den Kranken eigentlich nöthigen Mittel noch eine gewisse Tantième zum Beßten der Apotheker hinzuzufügen, jetzt, da ihn manche zu vernachlässigen sich unterfangen, zum Gesetz erhoben, dafür aber dem

Kranken, um ihm nicht Unbequemlichkeiten zu veranlassen, verstattet werde, die ganze Medicin wegzugießen; da ja ohnehin nichts gewöhnlicher ist, als daß ein Kranker jahrelang den Arzt, aber nicht seine Medicin braucht, die er in der Regel nur als ein Mittel des Arztes, ihn zu plagen, ansieht, daher auch beim Verschreiben derselben gar nicht viel Rücksicht auf ihn genommen zu werden braucht. Es scheint mir mindestens, daß diese Forderung viel billiger wäre, als wenn die Apotheker verlangen, die wenigen Mittel, die sie geben, solle der Kranke nun theurer bezahlen: denn was würde man sagen, wenn die Perückenmacher und Friseure verlangten, weil die Perücken und Frisuren jetzt nicht mehr so gesucht werden, als früher, so sollten die Leute diejenigen, welche sie noch brauchen, in dem Maße theurer bezahlen, daß das Geschlecht der Perückenmacher und Friseure sich noch in seiner frühern Vollzähligkeit erhalten könne; auch diesen Leuten wäre lieber eine Petition anzurathen, daß künftig jeder sein Hauptҳaar von ihnen zu beziehen hätte.

Es ist wunderbar, daß bei aller Noth, worüber die Apotheker klagen, doch noch so viele wohlhabende und reiche Leute unter ihnen sind, und der Preis der Apotheken immer mehr zunimmt, ja thatsächlich von mehrern binnen wenig Jahren vom Einfachen aufs

Dreifache gestiegen ist; wiewohl ich noch neulich in dem Aufsatze eines Apothekers, der wie gewöhnlich viel Schönes auch über die Taxe enthielt, die Herren Mitbrüder sehr freundschaftlich habe ermahnen hören, doch für ein so armseliges Ding, als eine Apotheke jetzt ist, nicht mehr so viel Geld wegzuwerfen.

Am schlechtesten jedoch jedenfalls sind die Aerzte daran. Zwar der Fond, von dem sie leben, hat nicht abgenommen; im Gegentheil, während nur immer noch Eine Gesundheit existirt, die noch dazu bald so selten wie der Dronte seyn wird, vermehrt sich jährlich die Zahl der Krankheitsgenera und Species; ja kaum ist eine neue Pflanze im System da, so ist auch schon die Krankheit da, gegen die sie als Specificum dient und ist gleich jetzt die Botanik in dieser Hinsicht etwas voraus, so ist doch zu erwarten, da jede vorhandene Pflanze immer nur die alte wiedererzeugt, während jede Krankheit durch Vermischung mit andern andre Saamenkörner zu tragen vermag, als woraus sie selbst entstanden ist, daß später der kleine Mensch einen aus viel mehr Krankheiten zusammengesetzten Blumenstrauß bilden wird, als die große Erde an wirklichen Pflanzen aufweisen kann. In der That geben schon jetzt die Floren, die man von den Krankheiten des Auges, Magens, Herzens u. s. w. angelegt hat, den Floren mancher Städte an Reichhaltig-

keit nichts nach, und während an der ganzen stattlichen Eiche höchstens 500 Insecten zehren, nagen an jedem Blatt des Menschen wenigstens eben so viele Krankheiten. Es ist dieß auch nicht zu wundern, da jede Stufe an dem Babylonischen Thurme unserer geistigen Cultur blos aus den Trümmern des eingerissenen Körpers aufgebaut wird und die Mittel, die man jetzt anwenden muß, um dem Menschen so rasch die Weisheit beizubringen, daß er die Concurrenz mit andern aushalten kann, seinen Körper eben so zerfressen, wie die Schnellbleiche die Leinwand und das Papier, das nur, wenn es langsam in der Natur selbst seine Weiße erhält, haltbar bleiben kann. Früher freilich ging auch der Mensch unmittelbar aus den Armen der Wärterin in die Arme der Natur über; das war aber, als er noch gesund geboren wurde. Jetzt fault der Mensch schon an, während er noch am Stamme sitzt, weil der Stamm selbst inwendig faul ist; der Arzt bringt ihn in die Welt und aus der Welt, und mit dem ersten Recepte, das er dem Kinde verschreibt, verschreibt er eigentlich sich selbst dessen Leib auf Lebenszeit. In der That, wer möchte jetzt noch das zarte Kind in die rohen Hände der Natur legen? Ist nicht der regelrechte Zustand derselben, wie ihn der Mensch gerade braucht, eine Linie, die sich zwischen dem zu Warmen und zu Kalten, zu Nassen und zu

Trocknen, zu Schwülen und zu Windigen fast ohne Breite wie zwischen zwei Abgründen, die rechts und links Verderben drohen, hinzieht. Wer anders aber kann das Maulthier der Gesundheit sicher dazwischen hindurchführen, als der Arzt, der seine Launen kennt und zu zügeln weiß; in welchen andern Hafen soll der Mensch aus dem brausenden Luftmeere, worin sein leckes Schiff von Sturm, Gewitter und Hagel, die ohne Ordnung und Stunde gehen und kommen, umhergeworfen wird, fliehen, als in deine Arme, der alle Unarten der Natur mit seinem Spiritus familiaris in der Flasche zu bannen und selbst ihre rohen Vorzüge uns künstlerisch umgebildet darzubieten weiß. Sehnen wir uns aus der stockenden Stubenluft hinaus, du lehrst sie uns mit Chlorkalk und Essig räuchern; statt Sonnenschein reichst du uns ein flanellenes Hemde und mit einer Flasche magenstärkenden Elixirs ersparst du uns vom Tische aufzustehen und uns hinaus zu wagen, wo in jedem Lüftchen ein verborgener Feind auf die Gesundheit des Spaziergängers lauert.

Allerdings nur kränklichen Leuten werden diese Mittel empfohlen und selbst solchen lassen die Aerzte wohl mitunter den Genuß der freien Natur zu, nur nicht nach Gutdünken und Belieben: denn erst durch die Verordnung des Arztes erhält die Natur den Rang

eines Receptes und kann dann ohne Gefahr in schicklichen Portionen genossen werden, wiewohl hierbei, gleich einer zu sparsam genommenen Medicin, die schon im Munde und Schlunde absorbirt wird, die freie Luft gewöhnlich zwischen dem dreifachen Flanell, der den Leib umschließt, hängen bleibt, ohne zu diesem selbst zu gelangen. Gesunden gestatten manche kühne Aerzte den Genuß der freien Natur sogar fast ohne Einschränkung, blos mit der Anempfehlung, ja sogleich sich dieselbe wieder abzugewöhnen, wenn sie sie nicht vertragen sollten, und, wenn sie zu viel davon genommen, durch ein Schwitzmittel sie wieder zu beseitigen; aber welcher Mensch ist jetzt gesund und kann sich daher seiner Freude an der Natur, ohne vom Arzte für seinen Körper verantwortlich gemacht zu werden, ruhig überlassen? Jeder Mensch hat jetzt seine Leibkrankheit, die höchstens ein Paar Wochen oder Monate einmal aus seinem Körper verreist, um dann mit neuer Frische darin Platz zu nehmen oder die auch nur von Zeit zu Zeit die Wohnung im Körper selbst wechselt, der eine Husten, der andere Schnupfen, der dritte Kopfweh, der vierte Zahnweh, der fünfte Drüsen, der sechste alles zusammen; der Zuckerdüte voll Warzen, Hühneraugen, erfrorenen Fingern und Zehen, die jeder noch neben dem Teller der Hauptkrankheit dem Arzte aufträgt, gar nicht zu gedenken. Man sollte

daher auch nicht sagen, mir fehlt etwas, wenn man krank, sondern, wenn man gesund ist, da es ja ohnehin gewöhnlich ist, daß der, welchem einmal zufällig eine Weile gar nichts fehlt, den Arzt rufen läßt und sagt: ich weiß nicht, wie mir so ungewöhnlich zu Muthe ist: verschreiben Sie mir doch etwas; worauf es in der That nicht fehlen wird, daß ihm bald wieder wie gewöhnlich zu Muthe ist, und er den Arzt nun fortbrauchen kann. Früher freilich ging das Uhrwerk jedes Organismus von selbst; da es aber durch vieles Handthieren daran hin und wieder zu stocken anfing, kamen die Aerzte und sagten: laßt immerhin die Feder rosten, die alle Unrichtigkeiten in den Gang bringt; bezahlt uns nur, wir wollen schon bei der Uhr stehen bleiben und den Zeiger schieben. Allerdings geben die Aerzte selbst zu, daß sie das Zeitmaß in dieser Hinsicht noch nicht so gut treffen, als es die Uhrfeder vermochte, die der Uhrmacher in das Werk gesetzt; sie rücken daher hin und her, bald vor und bald zurück. Mittlerweile stellen sie geistreiche Berechnungen über den richtigen Gang und das höchste Princip der Uhr an, und an wem sollten sie diese Theorien anders prüfen, als an der Uhr selbst, die freilich sich blos deßhalb zu diesen Versuchen hergiebt, weil sie glaubt, daß die Aerzte die Sache schon ausgerechnet hätten.

Jedenfalls fehlt es auf solche Weise nicht an Stoff

zu Beschäftigung und Verdienst für Aerzte; aber kann die fruchtbarste Ernte für Heuschrecken zureichen? Die Zahl derer, die der Menschheit von ihren Uebeln helfen wollen, hat so zugenommen, daß es nun an Uebeln zum Helfen fehlt und die Hülfe jetzt der Hülfe bedarf. Man sollte zwar erwarten, daß, je mehr die Zahl der Aerzte zunähme, um so mehr müßte die der Krankheiten abnehmen, und je mehr diese abgenommen hätte, um so mehr müßte nachher die Zahl der Aerzte sich wieder mindern; aber gerade umgekehrt, hat die Zahl der Krankheiten mit der Zahl der Aerzte zugenommen, und die Zahl der Aerzte ist nachher wieder der Zahl der Krankheiten über den Kopf gewachsen, so daß jetzt viele Aerzte die einzigen sind, welche keine Krankheit haben. Alle bekannte Krankheiten sind jetzt schon im Voraus in Beschlag genommen, verpfändet und Schulden darauf gemacht und wenn einmal zufällig die Schnupfenfieber im Winter und die Wechselfieber im Frühjahr ausblieben, so wäre das so schlimm für die Aerzte, als für die Winzer, wenn ihnen der Wein einmal erfröre. Diese Dinge gehören zur reinen Nothwendigkeit; aber auch hiezu reichen sie nicht mehr hin. Das Clinicum speit jedes Jahr wie ein Trojanisches Pferd eine neue Anzahl junger Helden aus, die vor Begierde brennen, sich mit der ersten Krankheit zu messen; aber was für Noth kostet

es oft Manchem, eine zu treffen, da sie schon alle von den alten Helden in Beschlag genommen sind, und wie lang muß oft ein junger Arzt erst erbschleichend um einen gesunden Menschen herumgehen, um sicher zu seyn, seines Leibes habhaft zu werden, wenn er einmal krank wird; wie lange muß er erst lächeln und wedeln, ehe er die Grobheit eines alten Aeskulaps von Rufe annehmen kann; ja, bleibt nicht auf dem Gesicht von so Manchem, der es erst spät oder gar nicht hiezu bringt, ein hungriges Lächeln noch stationär zurück, wie die vertrocknete Blüthe als Grübs noch an der runzlichen Frucht, häufig vermischt mit dem festgefrorenen Zug des Mitleids, der über seinem Gesichte wie ein weinender steinerner Engel über einer Todtengruft schwebt, und durch den er seine Verwandtschaft mit dem Leichenbitter und der Todtenfrau so sprechend beurkundet.

Wer kann läugnen, daß die Cholera dieser gemeinsamen Noth der Droguisten, Apotheker und Aerzte auf eine unübertreffliche Weise abhilft? Jeder Droguist tritt jetzt mit Hochachtung vor seinen Kasten Melissen- und Pfeffermünzthee, sonst verachtete Kräuter, ja ein Kasten Kampher und ein Kasten Geld sind jetzt für ihn identische Dinge. Sonst lebte er von einigen wenigen Apotheken, aber jetzt hat nicht nur jedes Haus, sondern jeder Mensch seine Apotheke, die er versorgen

muß, und Chlorkalk, Cajeputöl, Terpentinöl, Essig, Canthariden, Knoblauch, Senf, Pfeffer, Angelika, die sonst blos in das Auge gebracht, den Erguß des Thränensacks verstärkten, dienen jetzt dem Droguisten als eben so viele Reizmittel, fremde Geldsäcke zu reichlicherer Absonderung zu bewegen, wobei er mit seiner Tasche als Schnupftuch die goldenen und silbernen Thränen auffängt. Alles was beißt, frißt oder reizt, wird jetzt vom Droguisten gegen die Cholera losgelassen; das edle Wild geht zwar stolz mitten hindurch; aber von den Hasen, die sich vor ihr fürchten, kann sich denn doch der Droguist einen schönen Winterpelz anschaffen, und versteht er sich mit einem Arzte, daß dieser aus den verlegenen Wurzeln und Saamen, die ihm als Ladenhüter zurückgeblieben sind, irgend ein Recept zusammensetzt und dieß als untrügliches Mittel gegen die Cholera, wobei keiner, der es bis jetzt genommen hat, gestorben ist (um der Wahrheit treu zu bleiben, braucht er es Niemandem vorher zu geben) empfiehlt, so wird bald nicht mehr die Waare, sondern der Droguist um die Waare verlegen seyn, und er wird anerkennen, daß die Cholera der längst gesuchte Stein der Weisen ist, deren Namen schon hinreicht, alles, womit er in Berührung kommt, in Gold zu verkehren.

Die Apotheker, Leute, die Verdienst zu schätzen

wissen, sind auch schon neidisch auf die Droguisten geworden, und haben bekannt gemacht, daß sie aus Uneigennützigkeit und zum Beßten der leidenden Menschheit den Verdienst dieser Leute künftig selbst übernehmen wollten. Nur ihr Kampher und Essig sey der wahre Kampher und wahre Essig, — und in der That könnten ihn sonst wohl die Droguisten nicht noch einmal so wohlfeil geben, — nur sie verständen die schwere Kunst, Species unter einander zu schneiden, und sie könnten es nicht länger mit ansehen, daß die Leute blos zum Vortheil ihres Beutels Dinge verbrauchten, auf deren Wirksamkeit sie doch gar nicht rechnen könnten, da sich diese Mittel nicht einmal eine Zeit lang in einer Apotheke, wo sie doch erst ihre medicinische Wirksamkeit annehmen, aufgehalten, viel weniger durch die kunstfertigen Hände eines Apothekers, der oft noch etwas ganz anders, als sie ursprünglich sind, aus ihnen zu machen versteht, durchgegangen wären. Allerdings fertigen die Apotheker auch selbst Mittel an, die den Regeln ihrer Kunst bedeutend zuwiderlaufen, z. B. das des Writznicker Juden; aber gewiß geschieht das nur mit dem größten theoretischen Widerwillen und blos, weil es Geld einbringt.

Indeß die Apotheker könnten immerhin den Droguisten ihren Verdienst gönnen; sie würden darum nicht zu kurz kommen: denn viele Leute glauben oh-

nehin, daß Kampher der Apotheker mehr hilft, als Kampher der Droguisten, und daß Essig der vier Räuber zu bereiten, auf geheimen adeptischen Kunstgriffen beruht, zu denen ein jahrelanges pharmaceutisches Studium gehört; also behalten sie immer ihre Kunden und zwar nicht blos alle Kranke, sondern auch alle Gesunde werden es, denn viel mehr Mittel, als die Cholera selbst, erfordert die Furcht vor der Cholera. Ich besorge allerdings, daß es mit dem Zusammentragen so vieler Mittel, wie mit dem Einsammeln großer Gelehrsamkeit gehen wird: kommt der Gelehrte einmal in den Fall, sie anzuwenden, so weiß er in der Geschwindigkeit nicht, nach welcher Idee er zuerst greifen und wie er schnell genug die, zu der er sich zuletzt entschließt, aus den andern herauswickeln soll, da immer eine in die andere gepackt ist, und windet sich endlich eine unter den schweren Betten seiner Hirnhemisphären hervor, so ist die Sache schon längst entsprungen; dagegen, wenn Jemand blos eine einzige nackte Idee in dem sonst leeren Gehirne hat, sie gleich wie eine behende Katze heraus auf die Sache losspringt und sie packt. So wird der Mensch zwischen den vielen Mitteln, die er im Hause hat, noch viel schlimmer dran seyn, als das bekannte Pferd zwischen seinen zwei vollen Krippen, und wie man bei der Wahl zwischen vielen Candidaten zuletzt gewöhnlich

den schlechtesten wählt, um keinen der guten gegen den andern hintanzusetzen, wahrscheinlich auch nach dem unzweckmäßigsten greifen, nachdem noch dazu die Zeit selbst für das beßte vorbei ist, denn leider alles zugleich kann der Kranke unmöglich anwenden. Er hat vielleicht noch sein Pechpflaster auf dem Magen und soll doch zugleich Umschläge, Einreibungen, Senfteige, Blasenpflaster, Mehlsäcke, Kräuterkissen, Salzwassercompressen, Blutigel, Schröpfköpfe, Moxen, heiße Asche, Bürsten, abzubrennenden Weingeist, Tropfbad, cauterium actuale und potentiale, warme Steine, Wärmflaschen und über alles unendliche Betten auf dieselbe Gegend appliciren, und Einreibungen und Umschläge von wie viel Mitteln, denn da ist das des Writznicker Juden, bei dem von 200 Menschen blos zwei, das des Jassyschen Wirths, bei dem Niemand gestorben ist, Kampferspiritus und Terpentinöl, von welchen Hahnemann und Dr. Dürr versprochen haben, daß Niemand sterben würde, und noch unzählige andere unfehlbare Mittel, welche zusammengenommen die Cholera 999mal vertreiben würden; aber wie viele Magengegenden müßte der Mensch haben, um alles das anzubringen, und wie will man es anbringen, da der Mensch noch überdieß zugleich im Bade sitzen muß. Eben so viel Verlegenheit bringt es mit sich, wenn man an die Mittel denkt, die der Kranke alle in den

Magen bringen soll; wiewohl man hier leichter abwechseln kann, wenn der Magen nur erst eins nach dem andern auszuwerfen anfängt. Ja nicht genug, auch beim Athmen läßt man ihm die Wahl, ob er kohlensaures Gas, Stickstoffoxydulgas, Sauerstoffgas, Chlorgas, Kampherdunst oder Essigsäure einathmen will. Mit allen diesen oder den Materialien dazu hat sich ein Mensch, dem sein Leben lieb ist, jetzt im Voraus zu versorgen, damit es hernach nicht fehle.

Man sieht sonach, daß auch der Apotheker, an den denn doch der Arzt immer zur Erlangung dieser Mittel verweist, nicht Ursache hat über die Cholera zu klagen. Aber auch der Arzt selbst geht nicht leer aus; und das Mähen der Cholera um ihn herum ist im Grunde seine Ernte. Zwar scheint es, daß bei einer Krankheit, welche den Menschen in wenig Stunden hinrafft, nicht viel für den Arzt zu verdienen seyn könnte, denn wie viele Recepte kann er während der Zeit schreiben? ja häufig überlistet der Kranke den Arzt, wie sehr dieser auch aufpaßt, und hat sich schon aus dem Staube gemacht, ehe der Arzt noch herbeieilen und ihm seinen Laufpaß schreiben kann; wodurch derselbe nicht nur um die gegenwärtigen Gebühren, sondern auch um alle zukünftige kommt, die er noch bei spätern Krankheiten des Patienten hätte verdienen können. Es ist nicht zu läugnen, es ist eine Unart der

Cholera, so wenig Rücksicht auf den Arzt zu nehmen, daß sie schon mit dem Kranken zur andern Thür hinaustanzt, wenn der Arzt denkt, sie sey eben erst zu einem gesetzten Besuch zur ersten Thür hineingetreten, und ihr nach hergebrachter Weise die erste Flasche zum Imbiß anbieten will. Weiß denn die Cholera nicht, daß jede Krankheit wenigstens ihre 5 Stadien hat, und man sie, wenn sie einmal in ein pathologisches Compendium wird einrücken wollen, gar nicht hineinlassen wird, wenn sie, anstatt den vorgeschriebenen Cursus zu machen, vielmehr mit dem stadium prodromorum gleich in die Akme, auf Deutsch mit der Thür ins Haus, fällt. Zuletzt haben freilich die Aerzte die Unart der Cholera gemerkt, und tractiren einen Kranken, so wie sie etwas davon an ihm spüren, gleich schrecklich, so daß Erbrechen jetzt schlimmer als Verbrechen ist. Durch diese rasche Wirksamkeit können sie in vielen Fällen ersetzen, was der Dauer derselben abgeht, und, wenn gleich die Cholera nie die Vortheile einer fixen Rente, die so viele chronische Krankheiten gewähren, darbieten kann, so ist doch andererseits in Betracht zu ziehen, daß solche Kapitalkranke immer nur wie einzelne, Jahr aus Jahr ein fruchttragende, Bäume dastehen, während die Cholerakranken so reichlich wie das Manna des Himmels fallen, so daß alle Aerzte, die sonst in der Wüste nach Nahrung zum

Himmel schrieen, genug daran haben können. In der That hat mancher, den man sonst den ganzen Tag auf den Straßen beschäftigt sah, Patienten nicht sowohl zu besuchen, als, wie weiland der weise Diogenes vergebens Menschen zu suchen, jetzt ein ganzes Spital zu seiner Disposition. Die Cholera hat überdieß für den Arzt noch den Vortheil, daß, während man bei den andern Krankheiten den Arzt nicht fragen und mithin auch nicht belohnen kann, ehe sie da sind, da man ja nicht weiß, ob und was für welche kommen werden, dagegen die Cholera schon lange ehe sie kommt angemeldet ist, daher doch jeder schon vorher wissen will, wie er sich gegen sie benehmen soll. Es ist zwar sehr einfach und jedem leicht verständlich, wenn er hört: sey mäßig, gutes Muths und trage eine Flanellbinde um den Leib, wenn du die ersten beiden Dinge nicht über dich gewinnen kannst, oder auch noch nebenbei; auch haben 100 Aerzte in mehr als 100 Schriften das schon geschrieben, allein wer würde diesen Rath für wirksam halten, wenn er ihn nicht einem Arzte erst bezahlt und seinen Wechsel auf die Gesundheit mit dessen Namensunterschrift in den Händen hätte; denn die Dinge kosten ja nicht so viel, als sie werth sind, sondern sind so viel werth, als sie kosten, und die Aerzte halten selbst darauf, den Glauben an die bezahlte Medicin aufrecht zu halten.

In der That, was ist nicht schon alles über unbefugte Anwendung von Hausmitteln geschrieben worden, die gleichsam eben so viele Schleichwege sind, auf denen der Kranke den Zoll, den er auf dem Wege zur Gesundheit dem Arzte zu bezahlen hat, umfährt; denn zwar krank aber nicht gesund zu werden, erlaubt man jedem, wie er will; nur der Arzt hat das Recht, ihn sich und den Seinen wiederzuschenken. Ungefähr eben so hat jeder das Recht, nach Belieben in Laster und Thorheit zu verfallen, aber nur durch den Büttel darf er wieder zum bessern Leben zurückkehren, gleich viel, ob er selbst zu diesem oder einem andern Wege Lust hat. Die ganze Medicin, die sonst frei in Kräutern, Früchten und Wurzeln aus der Erde heraus wuchs, oder von Schäfern und andern Leuten, die in der Natur lebten, zur günstigen Stunde gegraben wurde, ist jetzt ein verschlossener Kasten, den der Arzt huckepack trägt; er hat vieles von dem, was darin ist, sein Lebtage nicht gesehen, er weiß auch nicht, was der Apotheker hinter seinem Rücken herausnehmen wird; sein ganzes Geschäft besteht darin, einen Zettel mit einigen Namen zu beschreiben, von denen er gehört hat, daß die Sachen dazu in dem Kasten vorhanden wären; und die gehörigen Gebühren dafür zu empfangen. Es ist aber auch nöthig, daß man die Medicin jetzt vor den Laien zuschließt und den Schlüssel dazu

den Aerzten in die Tasche steckt. Welcher Kranke verstände wohl selbst die Kunst, die Mittel, die einzeln und roh jetzt bei der verfeinerten Organisation des Menschen gar nichts mehr helfen, so in kleinen Schwadronen, mit dem Officier, dem Recipe an der Spitze, welcher Marsch gegen die Krankheit ruft, anrücken zu lassen. Auch schaudert man, wenn man in medicinischen Schriften von dem Schaden liest, den die Selbstbehandlung der Kranken mit Hausmitteln schon angerichtet hat. Man findet darin nichts als Fälle von unterdrückten Krätzausschlägen, zurückgetretener Rose und Gicht, unheilbar gewordener Syphilis. Von Fällen dagegen, wo ein einfaches Hausmittel geholfen hätte, nachdem die Aerzte jahrelang der Krankheit in alle Ecken des Körpers mit der Flasche nachgelaufen waren, von Fällen, wo die Kranken an unvernünftiger rationeller Medicin, an Nachlässigkeit oder Mißgriffen bei der Zubereitung in den Pharmacieen gestorben wären, findet man in diesen Büchern nichts; solche Fälle müssen daher wohl nicht vorkommen.

Sollten übrigens auch wirklich viele die Ansicht haben,, der Arzt sey bei der Cholera entbehrlich, da nach fast allen Nachrichten in der ersten Periode der Krankheit die Leute auch ohne Hülfe des Arztes gesund werden können, wenn sie nur einige Tassen warmen Thee trinken; in der letzten aber nach dem eige-

nen Geständnisse der Aerzte der Kranke stirbt, mag der Arzt ihn reiben, brennen oder begießen, so viel er will, so ist zu berücksichtigen, daß ja dieselbe Meinung viele auch von den meisten andern Krankheiten haben; also wenn man doch bei allen andern Krankheiten den Arzt braucht und bezahlt, so wird die Cholera auch keine Ausnahme machen.

Siebentes Capitel.

Außer den, jedenfalls nicht geringen, ökonomischen Vortheilen, welche die Aerzte von der Cholera ziehen können, ist auch der Gewinn, den ihr Ruf und ihre Wissenschaft dadurch erhalten dürften, nicht minder beachtenswerth. Bei der größten Taschenspielerfertigkeit des Arztes, das Stück- und Flickwerk seiner Kunst vor den Augen des Kranken immer so zu werfen, daß es als ein schönes ganzes Prunkgewand erscheine, kann er doch bei andern Krankheiten kaum vermeiden, in der Diagnose derselben öfters Blößen durchscheinen zu lassen und sich zu blamiren. Der gelehrteste Arzt mit seinem Systeme gleicht da in der Regel einem Fleckausmacher, der selber einen Fleck im Auge hat und das Kleid, das man ihm zur Beseitigung eines Ma-

kels bringt, mit einem zweiten zurückgiebt, weil er nur seinen Fleck darauf sahe und mit scharfer Lauge behandelte. Er hat vielleicht ein Jahr lang nach allen Regeln der Kunst auf eine Krankheit los kurirt und hätte sich den größten Ruf durch ihre Heilung verdienen können, wenn sie nur da gewesen wäre; allein unglücklicherweise schlug er aus Leibeskräften auf das Symptom des Esels, den Sack, während der Esel selbst unterdeß anderwärts frei herumlief und sich nur zuletzt mit einem höhnischen Ya vor ihn stellte. Der Kranke hält zwar vielleicht den Arzt jetzt immer noch für ein grundgescheutes Wesen, und ist eher geneigt, zu glauben, seine eigene Natur habe sich in der Krankheit geirrt, als die Weisheit des Arztes, die er aus so vielen gelehrten Gesprächen mit ihm hat kennen lernen; er läßt blos darum den zweiten Arzt kommen, weil er glaubt, der erste habe kein Glück; was mir freilich ungefähr eben so vorkommt, als wenn Jemand glaubt, sein Schuhmacher habe kein Glück, weil er ihm unpassende Stiefeln macht. Allein nun erst ist dem ersten Arzte der Hals gebrochen.

Da steht der zweite, mit den Recepten des ersten in der Hand; er sagt freilich nichts dazu; bewahre, das wäre gegen alle collegialische Rücksicht; er stößt blos einige Hm Hm's aus, er schüttelt blos den Kopf, er zuckt blos mit den Achseln, er legt blos die Re-

cepte mit einer höhnischen Miene wieder weg, läßt die Flasche bei Seite setzen und verschreibt dafür ein Pulver und weil er doch endlich etwas zur Rechtfertigung seiner neuen Behandlung sagen muß, so räuspert er sich zehnmal vorher, als wenn er es nicht herausbringen könnte, daß der erste ein unwissender Stümper sey, der den Kranken durch seine falsche Behandlung so weit zu Grunde gerichtet, daß selbst er Mühe haben werde, ihn nur auf den alten Standpunct zurück zu bringen. Auch damit platzt er freilich nicht auf einmal heraus; aber ein Dutzend halbe Ausdrücke, wie: „wir werden freilich etwas anders zu Werke gehen müssen" — „ich glaube doch, unser guter College hat hier nicht ganz richtig gesehen" — „ich fürchte, die bisher eingeschlagene Methode hat Ihnen nicht ganz zugesagt," wirken zusammengenommen mehr als ein ganzer Ausfall; denn der Ruf verblutet ja viel leichter an wiederholten kleinen Sticheleien, die noch niemanden zu einem Mörder machen, als an einem kräftigen, auf einmal gethanen, Dolchstich. Der zweite Arzt kurirt nun wieder ein Jahr lang auf die entgegengesetzte Krankheit los; aber die Krankheit liegt vielleicht zur Seite, und so findet vielleicht noch ein dritter Arzt Gelegenheit, die Procedur des zweiten an ihm selbst zu wiederholen. Ja nicht allein, wenn ein Arzt nach dem andern an das Krankenbett tritt, sieht er

immer einen ganz andern Kranken als der vorige darin, was im Grunde gar nicht so sehr zu verwundern ist, da er ihn durch die Zaubertränke des vorigen jedesmal wirklich verwandelt überkommt; auch wenn ein Dutzend Aerzte zugleich um dasselbe Bett stehen, ist zu wetten, daß sie eben so viele verschiedene Diagnosen über die Krankheit fällen werden, so daß der Leibnitzische Satz, es seyen nie zwei Dinge in der Welt einander vollkommen gleich, sich an nichts besser, als an den Ansichten der Aerzte über dieselbe Krankheit erläutern läßt. Noch mehr, auch das geschieht sehr häufig, daß ein Arzt einem Kranken schon unzählige Mittel gegeben hat, ehe er nur mit sich selbst über die Krankheit aufs Reine gekommen ist, indem er die Mittel anfangs als eine Art chemischer Reagentien vielmehr zur Erkennung als zur Niederschlagung der Krankheit braucht und freilich, weil er den Menschen nicht wie eine zu prüfende chemische Flüssigkeit hierbei in Portionen sondern kann, um jede mit einem besondern Reagens zu prüfen, sondern alle nach einander in eins gießen muß, zuletzt eine Mixtur erhält, die kein Gott mehr zu scheiden vermöchte. Ueberhaupt gleicht eine Krankheit im Organismus einer Bestie in einem finstern Walde und der Arzt gewöhnlich einem Jäger, der erst lange in den Wald hineinschießt, ehe er nur weiß, wo das Thier steckt, und daher freilich manches

unschuldige Thier statt dessen treffen kann. Entweder nun entweicht das Thier, wenn es in der Nähe war, an einen andern Ort des Waldes, um dort seine Ravagen fortzusetzen; dann sagt der Jäger stolz: ich habe das Unthier vertrieben; oder es wird, wenn es muthig ist, durch den Lärm an den Ort selbst hingelockt; dann sagt der Jäger wieder stolz: ich wußte doch gleich, wo das Thier steckte.

Bei der Cholera dagegen hat der Arzt alle solche Umtriebe gar nicht nöthig, um mit seiner Diagnose gleich von vorn herein recht glänzen zu können; da ihre Symptome gar zu augenfällig sind, überdieß auch ein Blinder, wenn er einmal weiß, daß alle Wände um ihn grün sind, mit Sicherheit a priori die Farbe jedes einzelnen Flecks diagnosticiren kann. Blos die Unterscheidung, ob man es mit der schlechten einheimischen oder der ächten edlen Ostindischen Cholera zu thun habe, kann manchmal einige Schwierigkeiten verursachen; indeß, da die erste sich wie der einheimische Biber immer nur einzeln sehen läßt, die letztere aber wie der fremde immer gleich sich in Masse ansiedelt, so reicht es hin, die ersten einzelnen Fälle stets für einheimische oder sporadische Cholera zu erklären, und erst, wenn sie in Masse auftritt, die Maßregeln als gegen die Ostindische eintreten zu lassen. Dieß Merkmal habe ich auch allenthalben angewandt

gefunden; nur wäre größerer Genauigkeit halber wünschenswerth, daß man die Anzahl Kranke, welche zum Begriffe der Ostindischen Cholera gehört, officiell festsetzte, denn in manchen Städten scheint man eine etwas zu große Anzahl dazu verlangt zu haben. Es fehlt allerdings auch nicht an andern Unterscheidungsmerkmalen, ja, wenn man die Beschreibungen der asiatischen und einheimischen Cholera neben einander liest, kann man sich über ihre Unterschiede gar nicht täuschen; allein beide sind ein paar so zärtliche Schwestern, daß sie wohl selbst nicht einmal recht wissen mögen, was unter ihnen Mein und Dein ist, und daher in der Natur häufig ihre Symptome verwechseln. Das haben allerdings auch die Aerzte bemerkt, und durch die Uebung, in der sie dadurch immer erhalten worden sind, ist ihre Diagnose nachgerade so weit geschärft worden, daß sie nun beide Cholera's sogar durch Aehnlichkeiten zu unterscheiden wissen: denn führt man nicht bei den ersten Fällen sporadischer Cholera zum Beweise, daß sie solche sey, stets an, daß der Verstorbene überhaupt ein alter Säufer und liederlicher Mensch war und unmittelbar durch Magenverderbniß die Krankheit hervorrief, und führt man nicht nachher zur abermaligen Beruhigung des Publicums bei der Ostindischen Cholera wieder dasselbe an, daß meist blos Säufer und liederliche Menschen daran

sterben oder daß sie unmittelbar durch Diätfehler hervorgerufen wird.

Die Cholera weiß auch recht gut, daß sie den Scharfblick der Aerzte nicht so leicht täuschen kann und sucht sich daher anfangs unter allerlei Verkleidungen und mit falschen Pässen einzuschleichen. Die eine sagt, wenn man sie anhält: „ich bin blos ein unschuldiger Schlagfluß." — Passirt! sagt der wachhabende Arzt; — es kommt die nächste: „ich bin ein altes Leber- und Magenübelchen und habe schon manchem Arzte was zu verdienen gegeben, ihr werdet mich doch auf meine alten Tage nicht ins Cholerahaus schaffen wollen!" — Bewahre, sagt der Arzt, unsere Instruction lautet blos gegen die gottvergessene junge Dirne, die Cholera: — kommt die dritte, ein wenig brechend und purgirend, und mit etwas finistrer Physiognomie; die examinirt man nun scharf: „Ach, sagt sie, ich sehe freilich unglücklicherweise der Ostindischen Landläuferin etwas ähnlich; aber, meine guten Herren, mein Familienname ist ganz anders; ich gehöre zur guten alten Deutschen Familie Brechdurchfall, die kennen Sie ja schon lange!" — Es ist wahr, sagt der eine und der andere, ich habe das Vergnügen, mit dieser respectabeln Familie bekannt zu seyn; — sie passirt ebenfalls; kurz alle Cholerafälle schleichen sich so lange mit verborgener Waffe unter dem Mantel eines andern

Krankheitsnamens ein, bis ihrer genug sind, wo dann plötzlich Allarm geblasen wird und man umgekehrt statt aller andern Krankheiten, die sich wie in einer eroberten Festung muthlos verstecken, plötzlich lauter Cholerafälle sieht, die nun das Morden ungescheut beginnen. Von jetzt an ist aber auch dem Arzte alle Mühe der Diagnose erspart, und die ganzen Geisteskräfte, die er bei einer andern Krankheit darauf wenden müßte, um sie nur zu erkennen, und in den proteusartigen Verwandlungen, die sie, um ihm zu entschlüpfen, eingeht, festzuhalten, kann er jetzt auf die Betrachtung ihres Wesens und ihrer Cur wenden.

Hier tritt ihm nun der neue Vortheil entgegen, daß das ungeheuer häufige Vorkommen der Cholera ihm erlaubt, die Krankheit recht ordentlich zu studiren und die geeignetsten Heilmittel für sie aufzusuchen, und in der That, wenn wir bei so unzählig vielen Cholerafällen, die sich in eine kurze Zeit und einen kleinen Raum zusammendrängen, nicht über das Wesen und die Cur derselben ins Reine kommen sollten, so müßten wir ja wohl billig verzweifeln, daß wir es bei irgend einer Krankheit je auf dem bisher betretenen Wege dahin bringen würden, wenigstens ließe sich mathematisch beweisen, daß wir es dann bei den übrigen Krankheiten, die nur vereinzelt, hier und da, in Zwischenzeiten auftreten, in funfzigtausend Jahren

noch nicht dahin gebracht haben werden. Es scheint nun, als ob die Cholera vom Gotte der Heilkunst selbst gesendet worden wäre, um in dieser Hinsicht einen neuen Cursus mit der Medicin von vorn an nach der Jacotot'schen Methode, die ein Wort bis zum Ueberdruß wiederholt und analysirt, ehe sie zum zweiten übergeht, anzufangen, damit sie aus ihrer Zerstreuung herausgerissen werde und eine Sache gründlich betreiben lerne. In der That bei der Ueberzahl verschiedener und wechselnder Krankheiten, die in der Welt herrschten, bezahlte sonst jeder Kranke ganz umsonst das Lehrgeld für den Arzt, wenn dieser nicht etwa, um das, was er z. B. bei einem wichtigen Falle von Herzkrankheit oder Gehirnerweichung gelernt hatte, nicht verloren gehen zu lassen, nun auch die nächstfolgenden Krankheiten, die ihm vorkamen, für Herzkrankheiten oder Gehirnerweichungen erklärte und danach behandelte; jetzt aber, wo er einen Cholerakranken nur verläßt, um zum andern überzugehen, kann er die Interessen, die sein anfangs geringes Kapital von Kenntnissen bei jedem gewinnt, immer gleich wieder aufs Neue zum Kapital schlagen und dadurch dieß mit reißender Schnelligkeit anwachsen sehen. Auch ist der Eifer nicht zu verkennen, mit welchem die Aerzte diesen Vortheil zu benutzen suchen und aus den vielen Mitteln, die bis jetzt gegen die Cholera versucht wor-

den sind, kann man sehen, daß sie wirklich sehr eifrig nach einem suchen, das helfe. Bis jetzt ist allerdings noch keins gefunden (wiewohl nun unstreitig, nachdem man endlich die langen Ohren des Wechselfiebers durch die Löwenhaut der Cholera erkannt hat, das Chinin helfen wird), man müßte denn annehmen, daß die Choleratodten, deren unverminderte tägliche Liste in den Cholerazeitungen immer noch auf die Liste untrüglicher Mittel dagegen folgt, im Grunde nicht an der Cholera, sondern an den Mitteln dagegen gestorben sind; aber schon das wäre ein großer Vortheil, wenn die Aerzte einmal von irgend einer Krankheit einsehen lernten, daß ihre bisherigen Mittel nichts dagegen helfen. Denn jetzt, wenn ein Einziger in Hufeland's Journal schreibt: ein Kranker, der nach allen möglichen Mitteln, die ich ihm gegeben, halbtodt da lag, lebte wieder auf, als ich ihn nach diesem oder jenem zufällig versuchten letzten schon hülflos liegen ließ, so können nun tausend andere bei demselben Mittel sterben, weil man den kleinen Umstand aus der Acht ließ, das letzte anstatt das erste Mittel daraus zu machen, man wird doch dem tausend und einten dasselbe Mittel wieder geben und denken: es hilft zwar nicht, aber es könnte doch helfen, oder: aber es muß doch helfen; denn ist das Mittel einmal da, so bleibt auch nicht lange die Theorie aus, welche die Nothwendigkeit sei-

ner Wirksamkeit beweist. Wir haben dieß neulich beim Wismuth in der Cholera selbst recht schön Gelegenheit gehabt, zu beobachten, das kaum von Leo als wirksam empfohlen war, als es auch schon jeder natürlich fand, daß es helfe, ja mehrere gaben zu verstehen, daß sie im Grunde schon lange vor Leo von der Wirksamkeit desselben gegen die Cholera überzeugt gewesen wären und zum eigenen Schaden ihres Ruhmes blos hinter dem Berge damit gehalten hätten. Nachher hat freilich das Wismuth doch nichts geholfen; aber ich zweifle nicht, daß dennoch noch mehr Wismuth jetzt gegen die Cholera, als sonst zu Schminke verbraucht wird; denn es ist einmal überführt, daß es hilft, mag es auch selbst leugnen, wie es will. Ja wenn denn doch die Kranken zuletzt alle dabei sterben, so giebt man höchstens so viel zu, daß es zwar nicht gegen die ganze Cholera, aber doch gegen ein Stück derselben helfe, und fügt es nun auch wenigstens als ein Stück zu den andern Stücken, die zusammen die Mosaik eines Receptes ausmachen. So kann es, wenn es auch aufgehört hat, allein etwas zu gelten, doch noch bis in unendliche Zeiten eine wesentliche Stelle in dem Gefolge behaupten, das ein Hauptmittel in einem Recepte allemal mitschleppen muß, um das gehörige Ansehen zu haben, und seinen proportionirten Theil von dem Rufe, den sich dieses erwirbt,

genießen, so daß es zuletzt, wie viele Mittel, die sich einmal in ein Recept eingenistet haben, blos vermöge des verjährten Rechts an den Platz darin nicht mehr wird herausgeworfen werden dürfen, zumal da die Wirksamkeit eines Recepts sich im Grunde wie eine im Dunkeln vorfallende Schlägerei verhält, wo man nicht weiß, wer die wahren Schläger sind und daher am beßten alle zugleich einsteckt.

Solchergestalt werden freilich viele Mittel jedesmal gegeben, die nie helfen, nie geholfen haben und nie helfen werden, und die man eben deßhalb nur um so eifriger giebt, wie Jemand um so öfter dieselbe Nummer im Lotto besetzt, je häufiger sie fehlgeschlagen hat, weil um so mehr die Wahrscheinlichkeit zunimmt, daß sie endlich einmal einen Treffer abgeben werde. Indeß die Erkenntniß, die tausend in einzelnen Zeitpunkten zerstreute Fälle nicht herbeiführen, werden doch vielleicht Millionen kurz zusammengedrängte bewirken. So hat es denn die Cholera doch schon mit Mühe so weit gebracht, daß man allmälig das Calomel ziemlich bei Seite gelassen hat und gegen das Opium mißtrauisch geworden ist, wiewohl dieß den Aerzten sehr schwer angekommen zu seyn scheint, denn ohne China, Calomel und Opium zu kuriren, hält bis jetzt jeder für ein größeres Kunststück, als ein Concert auf der bloßen G-Saite zu spielen, und wollte man ihm

noch den Aderlaß nehmen, so würde er glauben, auf dem bloßen Holze spielen zu sollen. Auch muß ich gestehen, daß ich von Calomel wie von Opium in den Cholerazeitungen noch öfters auf derselben Seite gelesen habe, daß sie große Mittel in der Cholera seyen und daß sie nichts dagegen helfen, und noch ganz neuerdings habe ich in einer Abhandlung das Calomel wie einen fallenden Löwen sich nochmals aufrichten und der Cholera den Todesstreich drohen gesehen; aber recht in Ansehen stehen sie doch nicht mehr. Könnte es die Cholera endlich dahin bringen, den Nimbus vererbter legitimer Glorie, der diese Mittel noch umgiebt, ganz zu zerstreuen, so wäre damit ein großer Fortschritt gethan; denn was bei zwei solchen Hauptmitteln gelungen ist, würde bei den geringern Klassen von Mitteln noch leichter glücken müssen. Des Unkrauts der Mittel ist einmal jetzt mehr als des Waizens, und ehe das erstere nicht ausgerottet oder wenigstens gelichtet ist, wird der letztere nicht zum Gedeihen kommen können. Ja ich wollte lieber, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttete, wo es sich immer wieder auffischen läßt, als daß man es im Bade ersticken ließe.

Zu schnellerer Erreichung dieses Zwecks wäre nur zu wünschen, daß die Mittel, anstatt blos nicht zu helfen, lieber gleich recht derb schadeten, da viele Aerzte

schon so zufrieden sind, wenn es auf ihre Medicin nur nicht schlimmer wird, daß sie solchen Mitteln die größten Elogen machen; ja manche rechnen jeden Tag, den der Kranke nach der Medicin, die er nimmt, noch lebt, dieser zu Gute. Auch ist freilich nicht zu verlangen, daß der Arzt ein Mittel, zur Erkenntniß von dessen Wirksamkeit er vielleicht durch die tiefsten Speculationen eben erst geführt worden ist, gleich leichtsinnig wegwerfe, wenn ein paar Kranke dabei sterben; erst wenn 100 gestorben sind, kann er daran denken, ob nicht vielleicht seine Theorie eine Modification zulasse, um so mehr, da der Tod im Grunde gar keine Beweiskraft gegen ein Mittel hat, denn man weiß ja, daß für ihn kein Kraut gewachsen ist.

Man muß allerdings gestehen, daß der Vortheil, das Opium und Calomel, weil sie ihre Pflichten nicht ordentlich erfüllten, vom Throne gestoßen zu haben, deßhalb minder groß ist, weil an ihrer Statt nun eine wahre Pöbelherrschaft andrer Mittel eingetreten ist, und dieß mag auch Grund seyn, daß manche medicinische Aristokraten, oder wie man sie heißt, rationelle Aerzte, immer noch an jenen königlichen Mitteln hängen, oder dazu zurückkehren. Der Kampher hat sich wie ein zweiter Mirabeau erhoben und die Revolution angeschürt; aber nicht lange, so ist es so weit gekommen, daß nun jedes regieren will. Die ganze Materia me-

dica ist lebendig geworden wie ein Froschteich, worin alles quackt: ich helfe, ich helfe; und es giebt Bramarbase von Mitteln, die den Feind nie gesehen haben und schwören, wenn er ihnen zu nahe käme, ihn gleich in Grund und Boden hauen zu wollen, und die er freilich, wenn er nun wirklich kommt, höchstens mit einem verächtlichen Lächeln abfertigt. Ja nicht genug, daß die alten Mittel alle wie Mücken um den Ostindischen Elephanten herumtanzen, ohne nur durch seine Haut stechen zu können, so hat er auch noch eine Menge des Ungeziefers aus Indien mitgeschleppt, und zieht Schwärme von fremden noch alle Tage herbei; und Gott gebe nur, daß wir nicht das alles auf dem Halse behalten, wenn die Cholera selbst vorbei ist.

Mittlerweile können wir die Krankheit auch theoretisch bearbeiten und, wenn nicht eine möglichst vollständige und zureichende Theorie, doch die möglichen Theorieen in zureichender Vollständigkeit zu entwerfen suchen, damit, wenn uns der Himmel einmal ein Princip schenkt, aus allen diesen die rechte herauszufinden, diese nicht zufällig darunter fehle. Große Geister eilen ja überhaupt der Zeit stets voraus, und sitzen immer schon oben auf der Wetterfahne des Thurmes, wo sie sich lustig im Winde drehen, während die Schnecke des gewöhnlichen Menschengeistes noch am

Fuße herumkriecht und die erste Stufe nicht finden kann. Wenn daher auch manche jene Theorieen dumm anstaunen, weil sie in der gegenwärtigen Kenntniß von den Vorgängen im Organismus und der Wirkungsweise der Mittel auf denselben noch gar keine Basen finden, von denen aus sie die Theorie, ich will nicht sagen der Cholera, sondern einer Krankheit überhaupt, zu begründen wüßten, so lasse man sich das nicht irren; es ist groß, ja göttlich, eine Sache ohne die Mittel dazu zu Stande zu bringen.

Ich habe mir die Mühe genommen, zum Beweise des Fleißes, den man schon auf diesen Gegenstand verwandt hat, die verschiedenen Ansichten der Aerzte über die Contagiosität oder Nichtcontagiosität der Krankheit und den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache derselben anhangsweis zusammenzustellen, was hoffentlich einen interessanten Ueberblick gewähren wird und durch Ziehung eines Mittels aus allen Meinungen vielleicht ein sicheres Resultat liefern dürfte. Aehnliche Zusammenstellungen der verschiedenen Meinungen in andern Hinsichten, z. B. ob der Aderlaß in der Cholera nützlich oder schädlich sey, ob der Kranke kalt, heiß oder gar nicht trinken solle u. s. w., würden unstreitig nicht minder interessant seyn.

Man wird aus dieser Zusammenstellung ersehen, daß die Frage über die Contagiosität oder Nichtconta=

giosität, den miasmatischen, epidemischen oder tellurischen Ursprung der Krankheit in der That schon jetzt mit genügender Vollständigkeit erörtert ist, indem es keine denkbare Combination der Vorstellungen giebt, die nicht darüber schon gangbar und keinen denkbaren Beweis, der nicht schon für und wider vorgebracht wäre. Es hält nämlich der eine die Krankheit für schlechthin contagiös, der andere für schlechthin nicht contagiös, der dritte für bedingt contagiös, der vierte für manchmal contagiös, der fünfte für secundär contagiös, der sechste für sowohl contagiös als nicht contagiös, der siebente für nicht so contagiös, als man glaubt, der achte hält es für thöricht, nach der Contagiosität oder Nichtcontagiosität zu fragen, der neunte erklärt den für unvernünftig, der an die Contagiosität nicht glaubt, und der zehnte den für einen Narren, der daran glaubt. Wieder der eine hält die Krankheit für miasmatisch, der andere für epidemisch, der dritte für tellurisch, der vierte für kosmisch, der fünfte für contagiös und miasmatisch, der sechste für miasmatisch und tellurisch, der siebente für tellurisch und kosmisch, der achte für contagiös, miasmatisch, tellurisch, endemisch, epidemisch und kosmisch zugleich, der neunte hat eine so tiefsinnige, sein ganzes Wissen erschöpfende, Ansicht von ihrer Entstehungsweise, daß sie sich

mit einfachen klaren Worten gar nicht aussprechen läßt; und hiebei sind noch dazu alle die Ansichten von der elektrischen, galvanischen, magnetischen, elektromagnetischen, siderischen, infusoriellen Fortpflanzung, ihrem Zuge mit oder gegen den Wind, mit Nordlicht, Erdbeben, großen Eismassen, längs der Flüsse u. s. w., die sich in verschiedenen Werken zerstreut finden, übergangen.

Es ist in der That ein erfreuliches Zeichen der Bildungsfähigkeit der Aerzte, daß sie, nachdem sie nur eben erst bei der ägyptischen Augenentzündung und dem gelben Fieber gelernt hatten, wie man, ich will nicht sagen, zu einem Resultate, aber zu vielen Resultaten über die ansteckende oder nicht ansteckende Natur einer Krankheit gelangen kann, von dieser Methode sogleich wieder eine so schöne Anwendung bei der Cholera, nur in einem noch viel größern Maßstabe, gemacht haben, was wir allerdings der großartigen Weise, mit der die Cholera auftritt, verdanken. Sie läßt — wenn es nicht Mißbrauch ist, diesen Ausdruck hier anzuwenden — alle Kindlein zu sich kommen und nimmt den Obolus des Geistesärmsten, den er in sein dünnes Brochürchen gewickelt bringt, so gütig auf, als die schweren Lastwagen Gelehrsamkeit, mit denen die Reichen angefahren kommen; der gute Wille ist ja bei allen derselbe und zuletzt nutzt alles doch nur den Priestern. Was mich nur wundert, ist die Obstina-

tion, welche die Regierungen hiebei zeigen. Nachdem man ihnen hundertmal bewiesen hat, daß die Krankheit nicht anstecke, daß alle Cordons, Quarantainen u. s. w. nicht nur nichts nutzen, sondern blos und allein schaden, haben sie doch mit wenigen Ausnahmen dieselben immer noch fortbestehen lassen und dadurch freilich zum Theil ein mitleidiges Bedauern, zum Theil empörten Unwillen der Aerzte auf sich gezogen, die eine solche Blindheit gegen so sonnenklare Beweise, als sie selber dagegen vorgebracht, kaum begreifen konnten. Hätten sie die Cordons nur wenigstens jedesmal so lange aufgehoben, bis wieder der nächste Beweis kam, daß die Cholera anstecke, und dann schnell wieder zugezogen, so würde man doch an dem, wie eine Blasbalgklappe immer abwechselnd auf- und zugehenden, Cordon gesehen haben, daß sie die gründlichen und durch Gegensätze sich wechselseitig fördernden Untersuchungen ihrer approbirten Aerzte auch praktisch zu schätzen und mit den Fortschritten der Ansichten über diese Krankheit gleichen Schritt zu halten wissen, während man nun gar nicht weiß, wozu so viele Aerzte das alles in den Wind geredet haben, da die Regierungen wie eine eingerostete Windfahne immer auf dem alten ersten Punkte stehen bleiben.

Die Beweise, die man gegen die Contagiosität der Cholera vorgebracht hat, sind allerdings ganz eigener

Art und man wird damit noch vieles beweisen können, woran man bis jetzt gar nicht gedacht hat, z. B. daß es ganz unnöthig ist, Fenster und Thüren vor Dieben zu verschließen, denn da man hundertmal Fenster und Thüren offen läßt, ohne daß ein Dieb herein kommt, ein andermal aber auch eine verschlossene Thür durchbrochen wird, folgt nicht daraus, daß ein Dieb überhaupt eben so gut durch verschlossene als offene Thüren kommen kann? Man denke nur, wie fruchtbar überhaupt das Princip ist, daraus, daß etwas oft nicht geschehen ist, künftig beweisen zu können, daß es nie geschehen ist, ja die wirklich geschehenen Fälle rein dadurch weg beweisen zu können. Ganz dieselbe Thorheit, als zu behaupten, die Cholera stecke an, wird es künftig seyn, wenn man behauptet, ein Licht stecke an, und man müsse sich damit in Acht nehmen, um keine Feuersbrunst zu erregen; denn hat man nicht schon Steine, Wasser, nasses Holz in wo möglich noch nähere Berührung mit Licht gebracht, als Menschen je mit Cholerakranken gekommen sind, ohne daß jene Stoffe je dadurch angesteckt wurden, warum sollen denn Vorhänge oder Pulver dadurch angesteckt werden. Hätte man das alles nur eher gewußt, wie sorglos und bequem wäre das Leben, denn man würde sich dann vor gar nichts mehr in Acht zu nehmen brauchen.

Auch Theorieen über den Sitz und die nächste Ursache der Krankheit sind schon in erfreulicher Mannichfaltigkeit und Abwechselung vorhanden. Man hat sie ins Nervensystem, ins Blutsystem, ins Hautsystem, ins Darmsystem verlegt und im Nervensysteme wieder in den nervus vagus, die Rückenmarksnerven, den nervus sympathicus, die Ganglien des Unterleibes; der eine hält sie für ein Wechselfieber, der andere für ein Frieselfieber, der dritte für Typhus, der vierte für Epilepsie, der fünfte für Asphyxie, der sechste für Colik, der siebente für Ruhr, der achte für Katarrh, der neunte für Exanthem, der zehnte für Magnetismus, der elfte für eine Laus, der zwölfte für ein Gift, der dreizehnte für eine Sünde, der vierzehnte für Kohle. Nach dem einen beruht ihr Wesen auf Entzündung, nach dem andern durchaus nicht auf Entzündung, nach dem einen ist herabgestimmte, nach dem andern erhöhte Thätigkeit der Unterleibs-Nerven und Eingeweide; nach dem einen Krampf, nach dem andern Lähmung, nach dem dritten Polarisation der Nerven die nächste Ursache der Krankheit. Was etwa an möglichen Theorien fehlen sollte, wird der Verfolg der Krankheit, sollte sie noch einige Zeit dauern, unstreitig noch hervorrufen, und es würde daher die Fortschritte der Medicin gewiß sehr beschleunigen, wenn man neben allen

möglichen Cholera-Mitteln auch gleich alle mögliche Cholera-Theorieen fertig verkaufte, damit jeder Arzt die ihm anständige heraus wählen könnte, und nicht, der vielleicht ohnehin alle Hände und Füße voll zu thun hat, auch noch den Kopf anstrengen müßte, selber eine zu machen. Ich selbst bin, da ich ein ziemlich theoretisches Ingenium habe, recht gern erbötig, andern hierin unter Verschweigung meines Namens behülflich zu seyn, und jedem, der den seinigen einer Theorie vorzusetzen wünscht, eine solche zu entwerfen, die er nur zu bestellen hat, wie er sie wünscht. Ich gebe ihm hiebei frei, mir sein beliebiges Lieblings-System zu bestimmen, worein er die Krankheit verlegt haben will; ich will sie, wenn er es verlangt, gleich zu einer Knochenkrankheit oder zu einer Krankheit der Haare machen; besonders aber lade ich die Chirurgen, die bis jetzt so wenig bei der Cholera verdient haben, ein, sich an mich zu wenden, denn ich will sie für einen eingeklemmten Bruch oder einen Darmabsceß oder eine fistula ani nach jedes Belieben erklären; kurz man bestimme nur, ich kann Alles, ich beweise Alles, nachdem ich durch sorgfältiges Sammeln und Vergleichen der Theorieen und ihrer Beweise, wie sie bisher aufgestellt worden sind, gelernt habe, wie man dabei zu Werke zu gehen hat. Ich werde es um so besser können, da ich nie einen Cholerafall behandelt

habe oder behandeln werde, mich überhaupt practisch um sie nicht kümmern werde, mithin um so unbefangener in dem blauen Himmel der Theorie über den Feldern und Wiesen der Cholera schweben kann, in der sich die Menschen, die statt der theoretischen Flügel blos praktische Arme und Beine haben, mühsam zerarbeiten, ohne je einen umfassenden Ueberblick darüber erlangen zu können. Ich werde mich, wie ein bei uns berühmter Kleidermacher, blos von fern mit der Lorgnette vor die Krankheit hinstellen, und ihr, ohne sie nur mit dem Finger anzurühren, nach dem bloßen Augenmaß einen Rock nach der neuesten Mode machen, ja, wenn der Rock noch nicht Mode ist, will ich ihn so schön machen, daß er Mode werden soll; und von allen diesem will ich den Ruhm andern überlassen; ich verlange für jede Theorie, die ich für einen andern entwerfe, höchstens so viel als für eine geschriebene Dissertation. Noch mehr, ich überlasse es auch, zu bestellen, wie lang die Theorie seyn, ob sie eine Zeile oder ein Buch betragen, ob sie einfach, tiefsinnig, gelehrt, gar nicht zu verstehen seyn soll und ich will, ungeachtet es schwer zu seyn scheint, nach Allem, was schon über die Cholera gesagt worden ist, noch etwas Neues oder Sublimeres daüber zu sagen, doch mit Hülfe einiger Naturphilosophie so viel leisten, daß selbst die, die jetzt die höchste Höhe der Ansichten er=

klimmt zu haben glauben, sich mit Beschämung noch als kleine Zwerge unter mir erblicken sollen.

Allerdings könnte Jemand, der mir meinen Verdienst beneidete, mir einwerfen, ich müsse die Krankheit, wenn auch nicht behandeln, doch wenigstens erst beobachten, ehe ich ein Urtheil darüber fällen könnte; allein muß mir nicht das vielmehr zum Ruhme als zum Tadel gereichen, wenn ich statt durch meine eigenen Augen, — was keine Kunst wäre, — durch eine telegraphisch-optische Anwendung fremder Augen das innere Wesen der Krankheit zu erkennen vermag. Und wie viele von denen, die bisher Theorieen über die Cholera entworfen haben, haben sie denn gesehen? Selbstbeobachtung ist ja gerade nirgends schlechter angewandt, als beim Entwerfen einer Theorie; denn da faßt man immer nur Eine Ansicht, die sich dann manchmal wider unsern Willen bei uns geltend macht und am freien Umblick verhindert, während man nie in Verlegenheit ist, wenn irgendwo ein Lappen zu einer Theorie fehlen sollte, in dem großen Waarenlager fremder Beobachtungen den Stoff dazu zu finden. Viele Aerzte, die sich überhaupt mit Theorieen befassen, haben ja auch schon ihr System und ihre nächste Ursache für alle Fälle fertig, so daß, wenn nun eine Krankheit erscheint, sie blos nöthig hat, in die eingerichtete Wohnung einzuziehen und die Schwierigkeit nicht so-

wohl darin liegt, die Theorie für die Krankheit zu finden, als die Theorie daran anzupassen, eine Schwierigkeit, die indeß doch im Allgemeinen nicht sehr groß ist; denn da der Mensch ein feines Saiteninstrument ist, wo, wenn eine Saite erzittert, gleichzeitig alle Fibern mitzittern, so kann man ja den Ursprung der Erschütterung selbst in jede beliebige Holzfaser des Resonanzbodens verlegen, ohne eine Widerlegung fürchten zu dürfen; denn wer sieht die Hand, die auf die Saite schlägt, und vermag daher zu beweisen, daß diese selbst nicht blos mitzittert?

Im Allgemeinen findet man denn doch, daß die Meisten die Cholera in das Nervensystem und zwar denjenigen Theil desselben, welchen man das Gangliensystem heißt, verlegen, was für die Medicin eine Art finsterer Sack ist, worein sie alle die Krankheiten zusammenwirft, womit sie noch nicht recht weiß, woran sie ist. Fragt dann Jemand: was ist es mit der Krankheit? so erwidert man: sie steckt in dem dunkeln Sacke, und da bis jetzt noch Niemand weiß, wie es darin zugeht, so kann man den Leuten desto schönere Mährchen davon vorerzählen, und es giebt Kinder, die sie für baare Münze halten; auch lassen sie sich auf keine Weise widerlegen, da man ja eben so wenig weiß, wie es nicht darin zugeht. Uebrigens hat ja jede Wissenschaft einen solchen Sack, worein sie alle

ihre Dunkelheiten wirft, und es ist sehr klug, daß sie, der doch eigentlich nichts dunkel seyn soll, hiezu gerade das verwendet, was eigentlich die Laterne der Wissenschaft seyn sollte, so die Philosophie das Absolute, die Aesthetik die Idee, die Theologie die Offenbarung; denn wenn das Volk die Laterne und etwas darin Flackerndes sieht, so denkt es doch gewiß, es ist Licht darin, zumal wenn die Gelehrten sich davor hinstellen und sagen: ich sehe; denn wer dann nichts sieht, denkt blos, er selbst sey blind, oder habe seine membrana pupillaris noch nicht gesprengt. In der That verhält es sich mit denen, die in die Tiefen der Wissenschaft tauchen, gerade wie mit jenen Tauchern, die man vor mehrern Jahren nach Leipzig kommen ließ, um die Kanonen herauszufischen, die angeblich in einem Sumpfe vor dem Thore versenkt seyn sollten. Unzähliges Volk stand lauschend um den Teich, während die Taucher allen unsichtbar in Sumpf und Moor unten herumwühlten. Endlich ertönt eine Stimme von unten: ich fühle was! und: er fühlt was! ruft alles mit jubelnder Stimme nach. Natürlich wird keiner von allen Umstehenden selbst Lust gehabt haben, hinunterzutauchen, und so würde sich die Sage, daß da unten ein Schatz von Kanonen liege, wahrscheinlich Jahrhunderte lang fortgepflanzt haben; allein da man die

Kanonen selbst und nicht das Gefühl des Tauchers wollte, so consultirte man auch die andern Taucher, und da diese nichts fühlten, so erhält sich jetzt blos die Sage, daß man einmal da unten Fische von Erz mit silbernen Angelhaken habe angeln wollen; allein die Fische hätten den Angelhaken abgebissen, und man habe nun Fisch und Haken eingebüßt.

Achtes Capitel.

Es thut mir leid, bemerken zu müssen, daß, wenn die Allopathen — denn von diesen war bisher immer nur die Rede — so wichtige Vortheile von der Cholera ziehen, als ich angegeben habe, die Homöopathen dagegen ziemlich leer ausgehen dürften. Zuvörderst gehen die Kranken zur homöopathischen Medicin des Unendlichkleinen überhaupt immer erst über, nachdem sie den ganzen allopathischen Cursus der endlichen Mittel schon durchgemacht haben, gerade wie man in der Mathematik erst die ganzen Sätze der endlichen Größenlehre inne haben muß, ehe man sich zu denen des Unendlichkleinen wendet, und so schöpfen die Allopathen immer das Fett von der Krankheit, während den Homöopathen nur der Satz bleibt; ja, wie Paulus in Bezug auf das Christenthum, sind fast alle, die jetzt

dafür durch das Fegefeuer giengen, daß die Homöopathie der einzige Weg zum ewigen Leben sey, früher ihre eifrigsten Verfolger und Verkleinerer gewesen, bis sie durch eine dazwischenfallende Verblendung oder ein Wunder, das sie verrichtet hat, plötzlich bekehrt werden. Solche Verblendungen oder Wunder oder wunderliche Verblendungen fallen allerdings jetzt oft vor, auch kann es kaum Wunder nehmen, wenn viele, deren Magen Jahre lang von der Allopathie mit Unzen oder Pfund beschwert wurde, sich erleichtert fühlen und Zutrauen gewinnen bei einer Methode, welche diese Last in ein Trilliontel-Gran verwandelt. Ueberdieß hat die Homöopathie allerdings ihre 2 bis 3 Gründe, die für sie sprechen; aber nicht, daß sie so viel, sondern daß sie nicht mehr für sich hat, gereicht ihr zum Vortheil. Denn die Zahl der Leute, die einer Sache mit um so unverwüstlicherm Glauben anhängen, je weniger sich Gründe dafür aufbringen lassen, ist nicht gering, und es gehören unter andern alle Frauenzimmer dazu, die daher stets die eifrigsten Verfechterinnen der Homöopathie geworden sind, sobald es einmal geglückt ist, ihren Glauben gefangen zu nehmen. Gegen jeden Grund giebt es einen Gegengrund, gegen jeden Beweis einen Gegenbeweis, aber keinen gegen den Glauben. Gründe sind Sand, aus dem man einen Felsen zusammenleimen will, aber der Glaube ist gleich

der Felsen selbst, und auf diesen hat Hahnemann wohlweislich sein Nest gebaut. Indeß sind doch auch jene paar Gründe nicht zu verachten. Man sage was man will, so wiegt ein Trilliontel-Gran freilich zwar nicht viel, aber wer wollte behaupten, daß eine Unze Wasser, wenn es sich durch Vertheilung zu Dämpfen vergeistigt hat, eine Maschine nicht zu treiben vermag, weil sogar ein Centner die Maschine nur belastet, anstatt sie zu treiben, wenn er noch als dichtes Wasser im Kessel ist. Die Wirksamkeit eines Mittels könnte ja in der Materie desselben stecken, wie das Gas im Luftballon, so daß sie mit der Verdünnung der Hülle nur immer mehr stiege, und würde man den nicht für thöricht halten, der, weil er das durch die Hülle zusammengehaltene Gas steigen sieht, nun statt Goldschlägerhäutchen dickes Leder dazu nimmt, um ihre Kraft zu stärken. Das sind freilich höchst unbestimmte, nichtsbeweisende Analogieen, die vielleicht wie die Faust aufs Auge passen, aber sind die Gegengründe anders beschaffen? Man berechnet nie, wie wenig ein Decilliontel Gran ist, denn dazu hat man die Rechnung noch nicht gelernt, sondern stets nur, wie wenig es wiegt, weil man dazu mit seiner Regeldetri gerade ausreicht; und man glaubt genug bewiesen zu haben, wenn man sagt: eine Flasche Wein macht den Menschen betrunken, eine halbe macht ihn

lustig, einen Fingerhut spürt er nicht eben, also ist schon ein Gran und um so mehr ein Trilliontel-Gran Wein für nichts zu achten; allein die Schlußfolge ist nicht wahr; denn wenn er in den Keller geht und Wein abzapft, so zieht er vielleicht nur einige Gran Weindunst durch die Nase ein und wird davon betrunkener, als wenn er ein Glas Wein getrunken hätte; bricht aber nicht, wenn man diese Stufe wegnimmt, nun die ganze Schlußfolge das Bein? Warum muß es einen Unterschied in der Wirkung machen, ob die Verdünnung mit Wasser oder mit Luft geschieht? Auch ist ja, wenn man durchaus Massen mit Massen vergleichen will, ein Trilliontel-Gran vertheilter Materie doch immer noch mehr als ein Trilliontel Gran Licht, das einen ganzen Krystall zu durchleuchten vermag und eben so viel als die Quantität vertheilter Moschus, die in die Nase einer empfindlichen Dame gebracht Ohnmachten zu bewirken im Stande ist; warum soll aber blos die Nase des Menschen hysterisch seyn, da sein Sonnengeflecht viel mehr Polypenarme ausstreckt, die auf die feinsten Reize reagiren. So lange also immer noch Damen, die man mit 10 Pfund Kraft nicht umzustoßen vermag, von 1 Trilliontel-Gran Moschus umfallen, oder Vapeurs bekommen, scheinen mir die Allopathen zwar nicht tadelnswerth, wenn sie eine so wohlfeile Gele-

genheit, als ihnen die kleinen Dosen darbieten, witzig zu seyn, benutzen, da sie ohnehin so selten Subjekt beim Witze sind, allein diese Witze scheinen mir doch alle jene alte Schutzmauer der Homöopathie aus Moschus nicht sowohl wie Kugeln zu durchbohren, als wie Wassertropfen an einer glatten Wand daran abzulaufen; wie denn in der That alle Beweise, daß die Homöopathie albern sey, mehr aus dem Bewußtseyn, daß sie es sey, als das Bewußtseyn aus den Beweisen hervorgegangen ist; auch hat man noch keinen Menschen zu überzeugen vermocht, der, als noch eine Apotheke in seinem Leibe wohnte, stets krank war, und durch ein Trilliontel-Gran gesund wurde, daß er vorher gesund und nachher krank geworden sey; weil eine ganze Apotheke nothwendig mehr als 1 Trilliontel-Gran helfen müsse. Es schiene mir daher viel zweckmäßiger, wenn die Allopathen statt aller Beweise, daß die Homöopathie nichts helfen könnte, lieber sich auf den einzigen Beweis beschränkten, daß sie nichts hälfe; indeß wozu erst eine Sache beweisen, die sie ja schon vorher wissen, oder die sie blos abzuläugnen brauchen. Zwar fehlt es mitunter auch an derlei Beweisen nicht; denn wie viele Leute giebt es nicht, die die Homöopathie vergebens behandelt hat, oder auf wie viele andere Umstände als das Pülverchen kann man die Heilung schieben, wenn sie eingetreten ist; aber

was wird dann aus der Allopathie, wenn man solche Beweise gelten lassen will?

Indeß, wenn eine Sache bis jetzt noch nicht widerlegt ist, so ist sie ja deßhalb noch nicht wahr; ja vielleicht nicht einmal wahrscheinlich, und man muß gestehen, daß Hahnemann auf die krummen und dürren Schenkel von ein paar vielleicht sehr schielenden Thatsachen einen so dicken unförmlichen Wanst als Körper gesetzt hat, daß man sich schwer überreden kann, er sey von Natur daran gewachsen und vermöge sich darauf zu erhalten; auch halten ihn die meisten anfangs für ein lächerliches blindes Ungeheuer, das seine plumpe Faust blos erhebt, um damit in das vernünftige sehende Augen der Allopathie zu schlagen, bis sie nach jahrelangem Umgange merken, daß diese von hundert Zungen geleckte und von hundert Händen gestriegelte und mit hundert bunten Lappen, Orden und Zierrathen ausgeputzte Allopathie im Grunde ein noch viel größerer Fitzliputzli ist, der aber freilich, weil er einmal zur Landesreligion gehört, von jedem verehrt werden muß, der nicht verbannt oder verbrannt seyn will, und was ist natürlicher, als daß der Kranke denkt: wenn die Allopathie die Weisheit auswendig und die Thorheit inwendig hatte, es werde mit der Homöopathie vielleicht umgekehrt seyn?

Zu diesem Punkte zu gelangen nun hat der Kranke

bei seinen chronischen Uebeln vollkommen Zeit; hier wird er vom Allopathen recht eigentlich langsam erst für den Homöopathen präparirt, und die Homöopathen sollten gar nicht so sehr klagen, daß ihre Mittel häufig nichts fruchteten, weil der Kranke schon von der Allopathie verdorben sey; vielmehr möchte dieß gerade der häufigste Grund ihrer Wirksamkeit seyn, gerade wie auch ein Leder erst nachdem es gehörig gegerbt ist durch bloßes Aushängen an die Luft gut wird. Bei der Cholera aber ist leider der Kranke schon ein Paar Jahre eher todt, als es dazu kommt, und so kommt die Homöopathie um alle Gelegenheit zur Wirksamkeit; denn wenn auch Hahnemann, wie er behauptet, die Medicin wirklich vom Todesschlafe erweckt haben sollte, so hat er doch bis jetzt noch keinen Menschen vom Tode erwecken können; und er kann nichts weiter thun, als die unzähligen Opfer bedauern, die die Allopathie wieder bei Gelegenheit der Cholera geschlachtet hat.

Wenn die Homöopathie in der Cholera nicht vermocht hat, sich das Zutrauen der Kranken zu erwerben, so scheint freilich dieselbe auch noch nicht das Mittel dazu gefunden zu haben, vielmehr noch immer an ihrer Materia medica wie an einem schlechten Feuersteine herum zu pinken, ohne bis jetzt den Funken des rechten Specificums gegen die Cholera haben herauslocken zu können. In der That hat man bei so vielen, in Ruß-

land und Oestreich zerstreuten, Homöopathen, wo denselben doch wohl auch Cholerakranke vorgekommen seyn werden, bis jetzt gar wenig von ihren Leistungen gehört, wiewohl allerdings mitunter durch das Gebrause und Gesumse der Allopathen eine einzelne Homöopathenstimme vergebens durchzudringen und den Kranken, der ihr nicht gestorben ist, geltend zu machen gesucht hat. Selbst Kampfer und Kupfer, die der große Allvater der Homöopathie seinen Schülern und dem ganzen Menschengeschlechte mit seltener Uneigennützigkeit geschenkt hat, haben bisher der Cholera keinen Respect einzuflößen vermocht. Indeß vielleicht beruht dieß eben darauf, daß es geschenkte Mittel sind, an die man begreiflich keine außerordentlichen Ansprüche machen kann; denn wie bekannt, läßt sich ja Hahnemann seine geheimen Wundermittel theuer genug bezahlen; und es sollte mich bei der anerkannten Klugheit desselben sehr wundern, wenn er ein wirklich wirksames Mittel so wegwürfe: es wäre dieß ja gerade so, als wenn der Jude sein Getreide zur Zeit der Noth, wo er es am theuersten bezahlt bekommen kann, auf die Gasse schüttete, damit Jeder nach Belieben sich seinen Sack damit füllen könnte, während er nicht einmal seinen Seckel dabei zu füllen hätte. Ich glaube vielmehr, daß dieß abermals eine Gelegenheit ist, den großen praktischen Takt Hahnemann's zu bewundern, wie

er immer von Zeit zu Zeit einige Abfälle seiner Wissenschaft seinen Anhängern als Köder, seinen Gegnern als rothen Lappen zur Erboßung, gegen den sie auch nie anzurennen verfehlen, hinwirft, damit man nicht vergesse, daß er noch lebe und immer noch der große Hahnemann sey, weßhalb er auch immer seine Mittheilungen so einrichtet, daß sie möglichst absurd erscheinen, damit seine Anhänger desto größern Tiefsinn, seine Gegner desto mehr Veranlassung darin finden, über ihn herzufallen; denn dadurch wird der Lärm größer; auch urtheilt er sehr richtig, daß ein Ruf, den er durch wunderliche Principien gegründet hat, nur durch unglaubliche Dinge, die er nachher noch darauf setzt, steigen kann, und wirklich nehmen sich die tollsten Einfälle in Hahnemann's Munde so natürlich aus, daß kein Mensch mehr darüber erstaunt; indem die einen sie in der innern, ihnen durch seinen Geist nun plötzlich erhellten, wunderlichen Natur der Dinge, die andern sie in der innern wunderlichen Natur Hahnemann's selbst vollkommen begründet finden. Ja da die Allopathen sich schon halb krank über alles das gelacht haben, was er nach und nach mit der Miene eines Weisen vorgebracht hat, so haben seine Mittheilungen selbst den Einfluß auf ihr Zwerchfell verloren, und er weiß sie daher blos noch durch die Leber zu reizen, daß sie die gehörigen Ausfälle auf ihn thun, weßhalb er nie un-

terläßt, den Mitteln, mit denen er auf das Publicum zu wirken sucht, einige höhnende Redensarten auch für sie zur Verstärkung ihres Gallenergusses beizumengen.

Auf diese Weise bringt er es denn doch dahin, daß seine Gegner, die ihn alle im Grunde ihrer Seele herzlich verachten und ignoriren, sich doch zu der contradictio in adjecto veranlaßt finden, diese Verachtung und Ignorirung immer von Neuem gegen ihn auszusprechen. Uebrigens würden die Allopathen, wenn sie nicht zuversichtlich hofften, daß sein Elba, wohin es ihnen durch kräftiges Zusammenwirken glücklich gelungen ist denselben zu vertreiben, zugleich sein Helena ohne die Zwischenkatastrophe werden würde, gewiß alle seine Bewegungen noch eben so aufmerksam beobachten, als es von den Fürsten bei einem noch etwas größern großen Manne geschahe; denn daß er die Medicin mit allerlei Curiositäten bereichert, kann man allenfalls gelten lassen; aber sollte er je einmal zurückkehren und die Patienten Leipzigs wieder erobern wollen, so würde eine neue Conspiration aller dasigen Potentaten nicht verfehlen, ihn bald wieder herauszutreiben: denn jeder Arzt hält seine Kranken unter seinen Flügeln wie eine Henne ihre Jungen, und völlige Ruhe wird freilich erst dann in dem allopathischen Hühnerhofe eintreten, wenn der Raubvogel Hahnemann nicht mehr über den Häuptern schwebt.

Mit den kleinen Stoßvögeln, seinen Jüngern, denkt man schon eher fertig zu werden. Diese schießt man mit den Schrotkörnern einiger Witze nieder, oder man fängt sie in den Schlingen des Examens, oder man zerschneidet ihren Flügeln die Sehnen des Selbstdispensirens und nöthigt sie, mit den andern Aerzten zugleich aus demselben stinkenden Napfe der Apotheken zu fressen, so daß sie bei dem Abscheu, den sie dagegen haben, ganz verkümmern. Aber bei Hahnemann verfangen alle diese Mittel nicht, denn für Schrote hat er eine zu dicke Haut und als man ihm die Flügel beschneiden und seine Nase auch in denselben Napf mit den andern tunken wollte, flog er fort und stürzt sich nun aus der Ferne mit Schwingen der Briefe auf die Patienten anderer, daher ich den Allopathen, damit doch ihre Mühe nicht ganz umsonst gewesen ist, sehr rathen würde, nun auch ein Veto gegen seine Briefe, welches doch in der Regel nur verkleidete Pulver sind, die sich über den Cordon der Allopathie einpaschen, einzulegen; denn was hätten sie für Vortheile davon, einen bösen Geist durch eine Thür ausgetrieben zu haben, wenn er durch 100 Thüren zurückkehrt.

Durch den Vorwurf, den ich den Homöopathen gemacht habe, daß sie in der Cholera nichts leiste, habe ich ihr eigentlich nur Anlaß gegeben, denselben

auf das siegreichste zu widerlegen. So eben geht ja die Nachricht ein, daß der Dr. Heinel in Berlin von 31 Kranken 25 gerettet hat. Er hat dafür eine schriftliche Freudensbezeugung von Dr. Hufeland empfangen, und ich zweifle nicht, daß nach der Zeit, wo ich dieses schreibe, noch eine viel größere Menge Kranke von den Homöopathen in Berlin wird gerettet werden, besonders da die Krankheit immer um so milder wird, je länger sie an einem Orte verweilt. Wegen dieser Rettung von 25 Kranken würde ich den Homöopathen rathen, ein Freudengastmahl zu veranstalten; denn diese 25 Kranken sind für sie keine Kleinigkeit, sondern die Besatzung einer ganzen kleinen Festung, von der aus sie viele Angriffe der Allopathen werden zurückweisen, ja in deren eignes Land einfallen können, wenn etwa zufällig zur selben Zeit in den allopathischen Spitälern eine geringere Anzahl Kranke gerettet wurde. Freilich können die Allopathen dagegen 50 andere Fälle anführen, wo ihre Methoden einmal noch günstigere Erfolge hatten, ein anderesmal oder an einem anderen Orte wieder nichts halfen; und in der That kommen auch beim Pharao oft Fälle vor, wo eine Karte unter 31 mal 25 mal zuschlägt, während sie bei den nächsten Abzügen verhältnißmäßig eben so oft abschlägt; und es scheint sogar bei der Homöopathie ziemlich lange gedauert zu haben, ehe ein

solcher günstiger Pharaofall eingetreten ist; während man die ungünstigen begreiflich nicht in die Zeitungen gesetzt hat. Doch Ehre wem Ehre gebührt; wir wollen dem Dr. Heinel seine Bürgerkrone nicht streitig machen, denn 25 Menschenleben sind dankeswerth, und in der Ungewißheit zollt man, um nicht undankbar zu erscheinen, gewiß den Dank dem am besten, der ihn wenigstens am wahrscheinlichsten verdient und jedenfalls die Absicht gehabt hat, ihn zu verdienen; nur wünschten wir eine ähnliche günstige Rechnung für den Dr. Heinel noch einmal in den Zeitungen zu lesen.

Dieses oder dergleichen werden denn die Allopathen auch nicht verfehlen gegen dieses oder dergleichen Beispiele, welche die Homöopathen zu ihren Gunsten anführen, einzuwenden, um nicht die Kränkung erleben zu müssen, daß das Zutrauen zur Homöopathie festen Fuß fasse, und man ihnen am Ende gar ein Spital verwillige, welches sie mit eben so scheelen Augen betrachten würden, als die Zeloten einer alten Religion, wenn man einer neuen, deren Anhänger sie nur mit Unwillen einzeln tolerirt haben, nun gar eine Kirche einräumte; denn auch die wissenschaftliche Toleranz hat ihre Gränze, welche da ist, wenn die neue Meinung aufhören will, furchtsam umherzuschleichen, sondern ihr Haupt erhebt und nun auch ihre Rechte im Leben fo-

dert. Bis jetzt haben es auch die Homöopathen trotz alles Arbeitens noch zu keinem Spitale gebracht; — und wahrscheinlich hatte, als man sie Versuche in Spitälern anstellen ließ, die Homöopathie gerade schlechte Laune, sie genirte sich unter den Augen so gelehrter Leute, als die Allopathen sind, zu arbeiten, kurz ihre Wunder haben bei spitalmäßiger Anwendung bis jetzt immer nicht gelingen wollen; aber auch die Wunder des großen Philadelphia würden in Nichts zerlaufen, wenn er die ganzen Operationen, durch die er sie hervorbringt, unter den Augen der Zuschauer anstellen wollte. Zu diesen Wundern gehört wesentlich, daß man blos das Resultat zeige, und zwar blos, wenn es gelingt, zeige, die mißlungenen Resultate aber unter der verhangenen Tafel lasse, so daß der Zuschauer denkt, es sey Alles gelungen. Auch sind die Homöopathen selbst der Meinung, daß solche Spitalversuche unter den Augen der Allopathen ihren Ruhm nicht fördern können, und sie sammeln daher jetzt eine Collecte, um ein Spital für sich zu etabliren, damit sie dann die Resultate davon selbst bekannt machen können, die, wie ich nicht zweifle, die allerglänzendsten seyn werden. Es ist nur Schade, daß die Cholera wahrscheinlich schon vorbei seyn wird, bevor sie es dahin gebracht haben, so daß ihnen diese Erfolge dann nichts nutzen können, die dadurch erlangten An=

sprüche auch auf öffentliche Spitäler geltend zu machen, deren Ertrag sie jetzt den Allopathen allein überlassen müssen.

Freilich, wenn auch die Homöopathen wirkliche Wunder bei der Cholera verrichteten, so würde ihr Ansehen bei den Allopathen dadurch um kein Haar wachsen; denn anstatt für größere Propheten würden sie dieselben nur für größere Charlatane erklären, und wenn sie dieselben allenfalls ruhig gewähren lassen, so lange ihre Heilmethode nichts fruchtet, so würden sie nun, wenn sie gar wirksam zu werden anfinge, erst recht ernsthafte Maßregeln gegen sie nehmen zu müssen glauben, damit nicht dieser neu aufgehende Schein sich wirklich zur Sonne constituire und ihre Lampenlichter zum Verschwinden bringe, freilich dann ein eben so vergebliches Unternehmen, als wenn sie versuchen wollten, die aufgehende Sonne wieder unter den Horizont herabzudrücken. Es ist überhaupt merkwürdig, zu sehen, was für scharfsinnige Skeptiker sowohl Homöopathen als Allopathen, jede in Bezug auf die anderen, sind; kein Allopath glaubt dem Homöopathen seine Cur, höchstens giebt er zu, daß er sie auf allopathischem Wege verrichtet habe; kein Homöopath glaubt dem Allopathen eine Cur, höchstens giebt er zu, daß er sie auf homöopathischem Wege verrichtet habe; dagegen welchen felsenfesten Glauben hat jeder

auf alle die Erfahrungen, die im Gebiete seiner eigenen Kunst gemacht worden sind; nicht minder interessant ist es, zu beobachten, mit welcher Freimüthigkeit Allopath und Homöopath sich gegenseitig der eine dem andern die Balken, die er in des andern Auge sieht — denn von Splittern ist da gar nicht die Rede — aufzeigt, welche Mühe, Fleiß, Studium, Witz er daran wendet, dem Publicum die Lächerlichkeit und Absurditäten der andern Medicin recht baar und blank vor Augen zu legen, so daß Allopath und Homöopath zwei komischen Personen gleichen, die um einander herumspringen, und mit ihrer Pritsche jeder auf des andern Buckel los schlagen, so daß natürlich sich das Publicum um beide sammelt und beide auslacht. Indeß muß man doch gestehen, daß die Allopathen wenigstens einer guten Seite der Homöopathie ihre Augen nicht zu verschließen vermögen — geschieht es auch vielleicht nur deßhalb, um den Ruhm einer gerechten Unparteilichkeit zu behaupten, ungefähr wie ein Richter in der eigenen Sache der andern Partei zwar selbst ihre Ansprüche an den fraglichen Gegenstand entwickeln helfen kann, aber dieselbe zuletzt jedenfalls sich ganz und allein zuerkennt — dagegen wissen die Homöopathen an der Allopathie auch nicht einmal eine einzige gute Seite zu finden, höchstens geben sie zu, daß sie in dem allopathischen Kehricht hier und da

eine homöopathische Perle blinder und verlorener Weise gefunden haben, während sie selbst durch ihre Materia medica sich im Besitz eines ganzen Perlenhaufens wissen.

Leider, wenn die Homöopathen nach dem Vorstehenden keine großen materiellen Vortheile von der Cholera ziehen können, so können sie auch nicht einmal in wissenschaftlicher Hinsicht einen ähnlichen Gewinn davon erlangen, als die Allopathen. Ihre Kunst bietet nämlich, seit Minerva aus Zeus Haupt entsprang, das einzige in der Welt noch bestehende Beispiel einer Sache dar, die gleich vollkommen ausgebildet und entwickelt zur Welt gekommen und nun gar keiner Verbesserung weiter fähig fähig ist, während alle andere Dinge sich erst langsam entfalten und nach unsäglichen Mühen, Gedanken und Bestrebungen vieler Bearbeiter das Ziel nicht sowohl erreichen, als sich ihm immer mehr annähern. Hahnemann war der einzige Glückliche, der seine Wissenschaft anstatt beim Anfange gleich beim Ende anfaßte, der gleich im gelobten Lande und in der Erkenntniß des wahren Gottes durch dessen Gnade geboren wurde, ohne erst wie das Heer der Allopathen 40 Jahre in der Wüste umherzuirren und goldne Kälber anzubeten. Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Homöopathie nicht mehr extensiv wachsen könne; im Gegentheile; aber sie

wächst nicht wie ein Kind, sondern wie ein Bandwurm, indem ihre Materia medica äußerlich ein Glied an das andere setzt; und es ist nur zu besorgen, daß der ganze Bandwurm abgehen wird, wenn einmal Hahnemann, ihr Kopfglied, abgetrieben seyn wird. Jedenfalls ist es löblich, daß die Homöopathen ihrer Kunst die großartige Einfalt zu erhalten suchen, mit der sie ans Licht getreten ist, und es ist sehr Schade, daß die Homöopathie noch nicht zur Zeit der Schöpfung erfunden war, gewiß würde da der Schöpfer den Menschen, was er anfangs war, gelassen haben, einen Erdenkloß, und es würde Niemandem eingefallen seyn, auf die schwierigen und nutzlosen Studien, Anatomie, Physiologie u. dergl., zu gerathen. Da aber Gott, der augenscheinlich hierin noch dem allopathischen Systeme gehuldigt hat, solche unnütze und verwickelte Einrichtungen am Menschen einmal traf, so ist es um so mehr Pflicht der Wissenschaft, zur Einfachheit zurückzukehren, und von allen Diesem zu abstrahiren. In der That, während für die Allopathie die Wissenschaft ein Ariadnefaden ist, der in das Labyrinth hineinführt, betrachtet die Homöopathie viel zweckmäßiger sie vielmehr als einen solchen, der hinausführt, und bleibt daher lieber gleich gar auf dem freien Platze bei dem Labyrinthe stehen ohne hineinzugehen. Hiedurch hat sie nun den gro=

ßen Vortheil erlangt, daß sie selbst von dem Unwissendsten erlernt werden kann, und da alle Wissenschaften auf ihrem Gipfel sich nach dem Gesetze des ewigen Kreislaufs wieder dem Ursprunge nähern, so sehen wir darin, daß die Medicin durch die Homöopathie wieder in die Hände von Leuten gebracht wird, die sich von Hirten und alten Weibern zu unterscheiden wenigstens nicht nöthig haben, einen Beweis, daß die Medicin durch die Homöopathie der Vollendung nahe gebracht worden ist. Ja, auch wem sein bischen früher erworbenes allopathisches Wissen zu sauer fällt im Gedächtnisse herumzutragen, kann es an den Nagel hängen, wenn er der Homöopathie nachfolgen will, und so sehen wir, was in der Bibel als so schwer, ja fast unmöglich dargestellt wird, jetzt tagtäglich erfolgen, daß mit allen Reichthümern des Wissens ausgestattete allopathische Jünglinge Alles verlassen und dem neuen Meister in seine freiwillige Armuth folgen. Freilich braucht der Homöopath im Grunde noch einen unendlich größeren Packwagen, als der Allopath; allein er wird, wenn er sich zur Homöopathie bekehrt, statt der Ziege, die ihn durch ihre Kreuz- und Quersprünge durch Dick und Dünn nachzog, der Vernunft, die er nun laufen läßt, wohin sie will, in den Besitz eines großen gleichförmig trabenden Kameels, das ihm alle diese Last nachschleppt, des homöopathi-

schen Heilmittellexikons, kommen, so daß er, was er gerade braucht, jedesmal nur von dessen Rücken zu nehmen hat, während er selbst frei und ledig von aller Gedankenlast herumgeht. Und wie schön und vollendet ist die Methode, durch welche die Homöopathie zu den Schätzen ihrer Heilmittel gelangt. Mittelst eines neu erfundenen Causalnexus weiß sie aus einer einzigen Beobachtung die Wirkung eines Mittels auf ewige Zeiten zu bestimmen. Warum wendet man diese kostbare Methode, deren Erfindung Hahnemann allein unsterblich machen würde, nicht auch bei andern Wissenschaften an. Ich erinnere an die Meteorologie, deren Bearbeiter sich jetzt abmühen, ihre Beobachtungen immer mehr zu vervielfältigen, und, jemehr sie es thun, um so mehr ihre Resultate zusammenschmelzen sehen, da ein großer Theil sich als Schlacken ausscheidet, und ein anderer als unhaltbar verfliegt; gerade aber, daß sie so viele Beobachtungen anstellt, ist der Fehler, der ihren Fortschritten im Wege steht. Sie sollte, wenn sie z. B. die Wirkung des Vollmonds auf die Atmosphäre kennen lernen wollte, ja nur bei einer Beobachtung stehen bleiben, aber hiebei um so sorgfältiger jedes Wölkchen abzeichnen, den Stand aller meteorologischen Instrumente mit scrupulöser Genauigkeit anmerken, wo möglich die fallenden Regentropfen zählen und nebenbei noch die Tageszeit und

Jahreszeit als Symptome des Vollmonds aufzeichnen; wie schnell würde sie so alle Symptome desselben auf einmal beisammen haben, während schon die zweite Beobachtung bei abermaligem Vollmonde ihr hiervon eine Menge rauben würde, daher man diese doch ja unterlasse, auch hüte man sich, gleichzeitige Beobachtungen von Andern an andern Orten anstellen zu lassen, denn diese würden wieder ganz andere Dinge sehen.

Unstreitig also wäre es von den Homöopathen höchst thöricht, wenn sie bei diesen anerkannten Vorzügen ihrer Kunst oder Wissenschaft, oder wie man das Ding nennen will — denn es ist im Grunde ein ganz neues Wesen — einen Fortschritt derselben durch die Cholera mittelst neuer Erfahrungen oder Ansichten, zu welchen diese Veranlassung geben könnte, zu erlangen suchten; bei jedem Fortschritte derselben würden sie selbst nur weiter nachzulaufen haben; ja es steht so sehr zu besorgen, daß die schon an der Gränze stehende Homöopathie beim nächsten Tritte, den sie vorwärts zu thun versuchen wollte, in den Abgrund fallen würde, daß es schon deßhalb für sie zweckmäßig ist, sich Sonne und Planeten drehen, Jahre kommen und gehen, neue Erdrevolutionen sich vollenden zu lassen, selber aber am alten Flecke zu bleiben und lieber auf einem Beine mühsam zu balanciren, als das zweite, und wäre es schon zu ei-

nem Fortschritte erhoben, wirklich niederzusetzen. Jeder Homöopath sollte daher dem andern den Wahlspruch ins Stammbuch schreiben:

Felsen zersplittern, Marmor zerbricht,
Die Homöopathie, die rührt sich nicht;

da sich in der That nichts weiter an ihr vorwärts zu rühren hat, als der immer mehr anschwellende Schmerbauch ihrer Materia medica.

Die besprochene Nutzlosigkeit der Cholera für die Homöopathie würde übrigens noch kein Grund seyn, daß sie den Homöopathen nichts nützte; denn sie können sich ja neben der Kuh der Homöopathie recht gut noch den Esel der Allopathie — auch wenn sie ihn für nichts als einen solchen ansehen — halten oder, wie man sagt treiben, da sie sehen, daß er doch Milch giebt. Man kauft ja überhaupt sein medicinisches Wissen wie ein Landgut nicht ein, um einen angenehmen Park daraus zu machen oder naturforschende Beobachtungen darauf anzustellen, sondern um es zweckmäßig zu bewirthschaften, und da wird man natürlich, je nachdem ein oder das andere Product besser geht, eins oder das andere oder am liebsten beide anbauen, um in jedem Falle des Absatzes sicher zu seyn. Die meisten, die von der Allopathie zur Homöopathie übergehen — denn der umgekehrte Ueber-

gang findet fast noch seltner Statt, als der Uebergang von dem Katholicismus zum Protestantismus — fehlen unstreitig darin, daß sie die erste gleich ganz wegwerfen, was doch im Grunde so thöricht ist, als wenn einer zweierlei Staatspapiere hat, und die, womit er am wenigsten zu gewinnen hofft, wegwirft. Es ist allerdings eine eigne Erscheinung, daß jeder mit der Einsicht, daß ihn die Homöopathie besser nähre, als die Allopathie, auch zugleich die Einsicht gewinnt, daß sie wahrer sey, als diese; andrerseits freilich auch wieder nichts natürlicher, als daß homöopathisches Brod sich auch in homöopathische Ideen, und diese in ein homöopathisches Lied verwandeln. Aber durch diese Einseitigkeit schaden sich die meisten. Wenn man sieht, daß ein Kater Mäuse fängt, und ein Hund Hasen, so binde man sie doch, weil sie sich freilich sonst nicht vertragen, mit den Schwänzen zusammen, um nach Belieben gleich den einen oder den andern loslassen zu können. Beide Wissenschaften sind einmal nicht, wie die zwei verträglichen Köpfe des Janus, an Einem Rumpfe gewachsen, also mache man es wie jener kluge Chirurgus, der seine beiden Kinder durch eine künstliche Exulceration mit den Rücken an einander heftete und dadurch viel Geld verdiente; freilich kann sich keins mehr recht bewegen, allein wenn sie nur recht viel einbringen, so kommt ja nichts darauf an, wie sie es

einbringen. Wenn man sich in der Medicin nach der Decke der Wissenschaft strecken wollte, so würde man überhaupt sehr krumm liegen müssen: denn der sausende Webestuhl der Zeit scheint sich noch nicht sehr um die Förderung derselben gekümmert zu haben, also nehme man lieber statt einer Decke zwei, und wenn man nicht zwei Fliegen mit einer Klappe todtzuschlagen weiß, so suche man die eine Fliege mit zwei Klappen zu erlegen.

Wenn also die Homöopathen bei der Cholera nichts verdienen, so haben sie es im Grunde doch nur ihrer eigenen Halsstarrigkeit zuzuschreiben. Sie reicht ihnen so gut den vollen Suppenteller hin, als den Allopathen, aber sie müssen die Suppe nicht mit Gabeln essen wollen, weil es ihnen sonst besser glückt, das Fleisch damit zu essen, als mit Löffeln. Wer gut und reichlich speisen will, muß auf alle Werkzeuge halten, womit er etwas zum Munde bringen kann, und man wird sehen, daß die sich nicht am schlechtesten bei der Cholera befinden werden, die diese nützliche Regel befolgen.

Neuntes Capitel.

Verlassen wir die Aerzte, nachdem wir gezeigt haben, wie viel sie der Cholera verdanken oder verdanken könnten, und erörtern noch schließlich mit einigen Worten den Aufschwung, den die Literatur durch die Cholera genommen hat. Es ist nun schon lange her, daß die Menschen nicht mehr wußten, was sie schreiben sollten; schon giebt es mehr Bücher als Dinge, so daß den neuen Büchern nichts übrig blieb, als die alten Bücher zu beschreiben, gleichsam wie Menschen oder Ratten, wenn sie rings um sich Alles verzehrt haben, nun einander selbst anfallen. Die ganze Welt steht jetzt abgebildet, beschrieben, übersetzt, commentirt, bewiesen und widerlegt, verbessert und neu herausgegeben in Büchern, so daß man jetzt von einem Dinge leichter 100 Stellen angeben kann, wo es geschrieben steht, als wo es selbst steht. Höchstens solche Dinge, die nie und nimmer sind gewesen, wie die Träume der Dichter und Philosophen, können jetzt noch Stoff zu neuen Büchern geben; aber wem ist mit dieser im Blauen flatternden Waare gedient; Sachen will man, Sachen, die auf der Erde stehen; und alle Sachen sind schon aufgegessen von den Büchern.

Bei dieser Hungersnoth der Bücher nach Dingen ist es kein Wunder, wenn die meisten, weil sie zu

sparsam ernährt zur Welt kommen, fast absterben, so wie sie das Licht erblickt haben; denn die Bücher, denen das neue Buch seinen Ursprung verdankte, waren vielleicht selbst in Noth und Elend erzeugt. Um so willkommener muß nun aber jeder neue frische Gegenstand seyn, der sich darbietet; auch ist es gleichgültig, was es sey; denn bei einer Hungersnoth speist man Ratten, Mäuse und Spinnen als Leckerbissen; genug es ist ein neues Ding. Glücklich das Buch, welches das neue Ding zuerst findet; allein kaum hat es Zeit, satt daran zu werden, so stürzt schon ein zweites, drittes, hundertstes Buch herbei, man sieht das Ding vor den Büchern, die ihre Aetzung darauf suchen, bald nicht mehr, sie drängen sich bei Seite, reißen sich das Ding aus den Händen, das Geschrei und die Verwirrung werden gränzenlos, bis zuletzt auch Haut und Knochen verzehrt sind, und der alte Hunger wieder eintritt, wo sie allmälig matt die Flügel hängen lassen, und man ihre Leichname karrenweise fortschafft.

Ein solches neues Ding ist denn nun auch die Cholera. Die Zahl der Bücher, die ihr den Ursprung verdanken, steigt nun schon über 200*), und noch je-

*) Anmerk. zur zweiten Aufl. Bis zu Ende des Jahres 1832 hat sich diese Zahl auf 621 vermehrt, die in der Radius'schen Cholerazeitung aufgeführt sind.

den Tag erscheinen ein oder zwei neue unentbehrliche Bücher: denn jedes trägt schon darin seine Berechtigung zu erscheinen, daß eo ipso, daß es erscheint, alle seine Vorgänger veralten. Die Bücher erzeugen sich aus einander nach der Einschachtelungstheorie, und so wie ein neues aus den frühern hervorgekrochen ist, gelten diese nur noch als leere Schalen. Man sieht jetzt bei einem Buche, das man zu kaufen Lust hat, nach der Jahreszahl, wie man nach den Zähnen bei einem Pferde sieht, und nur dadurch weiß die curiermäßig auf Büchern vorwärtsreitende Cultur fortzukommen, daß sie immer frische unterlegt. Ein neues Buch darf deshalb auch viel schlechter seyn, als das alte, aus dem es entstanden ist, weil es ja vor diesem den Vorzug der Neuheit voraus hat. So werden denn auch die Cholerabücher immer neuer und zum Theil immer schlechter, schon deßhalb, weil jedes spätere Buch nicht nur die Thorheiten, die in allen frühern stehen, sorgfältig sammelt, sondern auch noch einige selbstausgedachte hinzufügt, damit das Buch eine Quelle sey, worunter man jetzt ein Buch versteht, woraus sich wieder neue Bücher machen lassen. Es ist aber wichtig, , einem Buche diesen Namen zu verschaffen, denn da die Bücher eben nicht von Leuten, die sich mit den darin enthaltenen Sachen beschäftigen, gekauft werden, indem diese schon wissen, daß etwas Erfahrung und

Praxis mehr nützt als alle Bücher, sondern blos von Leuten, die wieder über dieselbe Sache schreiben wollen, so muß jedes Buch wenigstens etwas bringen, was man noch in keiner andern Quelle findet; auch ist es gleichgültig, ob das Neue eine Weisheit oder eine Thorheit sey, wiewohl das letztere noch besser seyn dürfte: denn die Thorheit im alten Buche giebt ein längeres Citat im neuen Buche, da man gleich eine Widerlegung daran knüpfen kann, während die Weisheit des alten erst eine Thorheit des neuen veranlassen würde, da dieß doch unmöglich wieder dasselbe als das vorige Buch bringen kann.

Was das Publicum anlangt, so ist dies allerdings sehr dankbar für die Hülfe, die ihm die Legion Cholerabücher von allen Seiten darbietet, auch kauft es nach Kräften, und es ist gewiß Mancher, der es schmerzlich bedauert, daß sein Vermögen nicht zureicht, alle anzuschaffen. Indeß dürfte es doch vielleicht nun bald rufen: Herr, hör' auf zu segnen! Es merkt allgemach, daß es ihm wie einem bedrängten Lande geht, das gegen einen bösen Feind Hülfstruppen gerufen hat, gegen die es sich nachher selbst nicht mehr zu helfen weiß, wenn sie das Land überschwemmen und der alte Feind noch daneben sitzen bleibt; denn die Cholerabücher sind wie Aasfliegen, die erst unter dem Vorwande herbeikamen, das Aas zu verzehren, wo man

alle Mittel anwendete, diese nützlichen Geschöpfe zu vermehren; das letztere ist nun vortrefflich geglückt; aber das Aas ist nur um so stinkender geworden, und die Fliegen kann man nicht mehr abwehren; denn vor Augen und Ohren summen jetzt die Cholerabücher herum. Es ist auch gewiß, das Publicum brauchte bei Weitem nicht so viele Bücher, als gegen die Cholera geschrieben sind; es hätte an Einem genug, ja wenn gar keins darüber geschrieben wäre, so würde es vielleicht auch kein Unglück seyn; aber die Buchhändler brauchen so viele Bücher, aber die Schriftsteller brauchen so viele Bücher. Das Publicum hat gut reden: Ein Buch kann von Allen gelesen werden, aber es kann nicht Ein Buch von 600 Buchhändlern verlegt, nicht Ein Buch 10,000 Schriftstellern bezahlt werden. Es ist richtig, von Thatsachen steht in einem Buche gewöhnlich dasselbe als im andern, jedes fängt ungefähr an: die verheerende schreckliche Krankheit, welche nun seit ꝛc., oder: der Würgengel ꝛc.; — dann führt man uns etwas in Indiens Sümpfen herum u. s. f., und außerdem enthält jedes Buch noch etwa eine besondere Phantasie des Autors, eine Hypothese, einen Unsinn; ja eigentlich ist die Cholera gewöhnlich nur das Vehikel, diese Zuthaten des Autors, der sich doch auch als denkender und schreibender Mann kund geben will, unter die Leute zu bringen, und nur, weil die

leichte Waare nicht weit fliegen würde, wenn sie der Autor für sich unter das Publicum werfen wollte, wickelt er immer wieder den alten Cholerastein, der freilich jetzt noch so unverdaut als zu Anfange ist, hinein. Aber ist das nicht gerade eine vortreffliche Eigenschaft der neuern Schriftsteller, daß sie, anstatt wie die Kaufleute den Käufern bei einer soliden Sache allemal noch eine Lumperei zuzugeben, vielmehr umgekehrt verfahren.

Jedenfalls, mag nun das Publicum durch die Cholerabücher gewinnen oder nicht, so ist die Bereicherung, welche dadurch der Beutel der Literatur, der Meßkatalog erhält, nicht wegzuleugnen. Sie deckt einen Ausfall, der bei so manchen abgestorbenen Interessen sonst darin entstehen würde, und wetteifert in dieser Hinsicht mit der Politik, wie sie in der Wirklichkeit sich mit dieser mißt und in ihre Operationen einzugreifen vermag. Liest sich ein Cholerabuch gleich nicht so angenehm als ein Roman, worin die Menschen anstatt an Erbrechen und Durchfall, vielmehr an Gift, Dolch und Liebe sterben, oder sich durch heimliche List und Ränke umbringen, so haben jene Schriften doch dafür um so mehr Wahrheit, und da Einheit und Wahrheit ja die ersten Erfordernisse der Poesie sind, nicht aber Nutzen, so schließe ich daraus, daß die Cholerabücher, die alle auf den Einen Zweck

ausgehen, Verfasser und Buchhändler zu bereichern, sonst aber nichts nutzen, auch die größten Kunstwerke der Poesie sind; da endlich bei allem Ueberfluß an Poeten doch der Mangel an Poesie das Grundübel unsers Zeitalters ist, so hoffe ich durch diesen letzten Beweis nun noch vollends schlagend entschieden zu haben, daß die Cholera das Grundübel unsers Zeitalters heben wird.

Anhang.*)

I. Ansichten der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache der Cholera.

1) Bock und Franke. Das Wesen der Cholera sucht man in Warschau in einer Affection des Gangliensystems, besonders des Plexus coeliacus, und nur Antomarchi hält sie für eine Affection des Herzens. Bis jetzt wagen wir uns nicht darüber auszusprechen. (Aengstliche Leute!) (Rad. I. 5.)
2) Foy. Die Cholera morbus scheint in den Rückgratsnerven ihren Sitz zu haben. (Rad. I. 8.)
3) Pinel. Die Krankheit hat in den Ganglien des nervus sympathicus ihren Sitz. (Rad.)
4) Ammon. Die Sache selbst spricht dafür, daß

---

*) Rad. bedeutet die von Prof. Radius, Kl. die von Prof. Kleinert herausgegebene Cholerazeitung. Beide sind nicht weit über Ende des Jahres 1831 hinaus benutzt.

die Krankheit im **nervus vagus** sitzt. (Rad. I. 26.)

5) **Geod.** Die nächste Ursache der Cholera besteht in einer unmittelbaren und steigenden **Verminderung der Nerventhätigkeit.** (Rad. I. 4.)

6) **Hildebrandt.** Die Cholera ist dem Einflusse eines **Uebermaßes der Nerventhätigkeit** auf gewisse Theile des Körpers, namentlich Leber, Magen und Darmcanal, später auch Extremitäten, zuzuschreiben. (Rád.)

7) **Herrmann.** Die Cholera beruht auf einer **Polarisation der Nerventhätigkeit** der Art, daß sich dieselbe in den Nervis vagis anhäuft, dem Gangliensystem entzogen wird, wodurch eine Paralyse des letztern entsteht. Die Folge davon ist eine krampfhafte Ueberreizüng der mit jenen Nerven in Verbindung stehenden, **eine Erschlaffung der vom Gangliensysteme versorgt werdenden Organe.** (Kl. 58.)

8) **Hufeland.** Die Cholera ist ihrer Natur nach nichts anderes, als die heftigste **krampfhafte Aufregung**, eine **Convulsion**, eine **wahre Epilepsie des ganzen Darmcanals, gewöhnlich die Leber mit eingeschlossen.** (Hufeland's J. 1830. St. 12. S. 108.)

9) **Steudel.** Das Wesen der Cholera stimmt mit

dem Wesen des epidemischen Frieselfiebers überein und besteht in einer krankhaften Affection des Systems der Intercostalnerven, durch welche zuerst und vornehmlich der gesammte von demselben beherrschte Secretionsapparat in seinen Functionen geschwächt, alterirt, in Unthätigkeit oder Lähmung versetzt wird. (Kl. 233.)

10) Rast, Die asiatische Cholera ist von der sporadischen nicht verschieden. Sie ist auf eine hohe anomale Reizung der Bauchnervengeflechte basirt und besteht mehr in einem hochausschweifenden Nervenerethismus, als in einer Neurophlogose. (Rad. I. 151.)

11) Rathke. Die nächste Ursache oder das Wesen der Cholera besteht in einer durch Unthätigkeit und Krampf des Capillarsystems in Haut und Lungen aufgehobenen normalen Umbildung des Bluts und gleichzeitigen Exaltation des Gangliensystems, wodurch Magen, Darmcanal und Leber zu einer erhöhten Action angeregt werden, um als vicariirend in der gestörten Oekonomie des Organismus aufzutreten, und zwar scheint die Leber die Vices der Lungen (wie beim Fötus), und der Tubus alimentarius die der Haut zu übernehmen. (Kl. 186.)

12) Nissen. Das Wesen der Krankheit besteht in erhöhter Venosität, wodurch zunächst der Theil des Nervensystems, welcher dem Unterleibsnervensysteme, dem Focus aller Nerventhätigkeit, vorsteht, der Plexus solaris und speciell der Plexus hepaticus desselben, zu weit über die Norm vermehrter Lebensthätigkeit angeregt wird, bis sich endlich Entzündung der Unterleibsnerven (Ganglionitis) herausbildet. (Kl. 240.)

13) Loder. In Entzündung ist das Wesen der Krankheit durchaus nicht zu suchen. (Kl. 144.)

14) Elsner. Die Cholera ist Magen- oder Darmentzündung, und der Sitz der letzteren die sogenannte Nerven- oder Zottenhaut. (Kl. 142.)

15) Macquart. Die Cholera ist eine reine Neurose. (Rad. I. 167.)

16) Pochel. Die Cholera ist weder entzündlich, noch nervös. (Rad. I. 315.)

17) Castel. Die Cholera besteht nur in Darmleiden, das Nervensystem ist nur secundär afficirt. (Rad. I. 167.)

18) Marcus. Die Cholera ist eine Paralyse des Herzens, in Folge welcher gleichzeitig die Vitalität des Herzens und des Blutes geschwächt und vermindert wird, und die Krankheit könnte daher

den Namen Cardiogmus vitalis epidemicus erhalten. (Casper's Rep. 1831. 125.)

19) Schubert. Das Wesen der Cholera ist spasmodischbiliös. (Kl. 78.)

20) Ceresa. Der positive Charakter der Cholera besteht in einem herabgestimmten Zustande der Haut und per consensum auch des innern Hautsystems, vorzüglich der Baucheingeweide, mit mehr oder weniger Complicationen anderer Organe und Systeme. Sie ist weder inflammatorisch noch nervös. Man feure Kanonen gegen sie ab. (Med. chirurg. Zeitung 1831. 29. Aug. 290.)

21) Choulant. Daß in dem Blute das Wesen der asiatischen Cholera gesucht werden müsse, geht aus den Erscheinungen wohl zunächst hervor. Das Nervensystem wird wegen Mangel an Energie des Blutes später in den Kreis der Krankheit gezogen. (Rad. I. 133.)

22) Leo. Die Cholera ist eine modificirte rheumatische Diarhoe. (Fror. Not. No. 12. d. XXXI. Bands.)

23) Sertürner. Die Cholera ist mit den europäischen Ruhrarten verwandt, und dieselben Mittel, welche diese beseitigen, werden auch dort hülfreich wirken. (Kl. 43.)

24) Corbyn. Wenn die Cholera noch nicht Cholera hieße, so könnte man sie bösartige krampfhafte Kolik nennen. (Bibl. univ. 1831. août p. 411.)

25) Prakt. Arzt. Das Wesen der Cholera besteht in einem, in Folge der Lähmung der Sauggefäße entstandenen, Krampfe der Eingeweide. (Kl. 80.)

26) Ranque. Die Cholera stimmt in den Symptomen und also wohl auch ihrer Natur nach mit der Bleikolik auffallend überein. Die Behandlung der einen Krankheit muß daher auch für die andere passen. (Rad. II. 41.)

27) Werneck. Harleß dürfte vielleicht nicht Unrecht haben, daß die Cholera zu der Gattung der Exantheme im weitern Umfange des Wortes gehöre. — Der Herd der einmal eingedrungenen Krankheit ist unstreitig das Sonnengeflecht, von hieraus reflectirt sie sich über das Rumpfnervensystem und ergreift endlich das Gehirn; nur selten überspringt der Krankheitsproceß das animale Leben und ergreift mehr direct das Gehirn. (Rad. I. 154.)

28) Sundelin. Die nächste Ursache der Cholera liegt darin, daß vermöge einer plötzlichen, mehr oder weniger totalen Unterbrechung der

eigentlichen Hautfunction, d. h. der Fortschaffung excrementitieller Stoffe durch die Haut, dieser Excretionsproceß mit großem Nachtheile von der Schleimhaut des Nahrungscanals übernommen und dieser dadurch in einen heftigen Reizzustand versetzt wird. (Rad. I. 133.)

29) Dürr. Es ist unleugbar bewiesen, daß die nächste Ursache der Cholera in einem lähmungsartigen Zustande des großen, den ganzen Organismus umschließenden, respiratorischen Hautorgans besteht. — Von dem momentanen Mortificationsacte des Choleramiasma's auf der Haut werden nächst dem Capillarsysteme, welches die ganze Körperfläche netzartig umstrickt, auch zugleich die ebenfalls netzartig über dasselbe verbreiteten Nervenverzweigungen verletzend berührt, und durch Hülfe dieser organischen Leiter der verderbliche Einfluß schnell an die größern Nervenstämme, besonders im vorliegenden Falle an das automatische und das mit diesem häufig anastomosirende Spinalnervensystem, überliefert. — Der Verfasser kann übrigens jetzt mit dem bis jetzt unbesiegbaren Feinde mit Erfolg in die Schranken treten, und ohne die Leser in langer Ungewißheit über die Mittheilung seines unübertrefflichen Mittels dagegen zu lassen, macht er es sogleich namhaft: es ist das Terpen-

tinöl. Zum Beweise seiner Unbefangenheit führt er an, daß er die Cholera bis jetzt noch nicht gesehen und behandelt, auch absichtlich noch wenig Schriften darüber gelesen habe. (Rad. I. 33.)

30) Deutscher Naturkundiger. Das Wesen der Krankheit besteht in einer Vergiftung, die unsichtbar ins Blut dringt. (Kl. 41.)

31) Kreysig. Die Cholera ist eine Vergiftung des Blutes. Die Analogie mit bösartigen Wechselfiebern ist falsch; es ist auch falsch, wenn man sich einbildet, das Gift lähme direct die Nerven. (Rad. II. 63.)

32) Pitschaft. Da ich dieser Seuche, gleich wie den Menschenpocken, der Pest, dem Tripper, dem Chankergifte, dem Aussatze und dem ihm verwandten Weichselzopfe, der Krätze, ein bestimmtes specifisches, animalisches Gift zuschreibe, so liegt nach meiner medicinischen Ansicht nichts Ungereimtes in der Annahme, daß wir vielleicht ein specifisches Antidotum gegen sie finden dürften. (Rad. II. 9.)

33) Wiedemann. Es ist wahrscheinlich, daß der Cholerastoff ein thierisches Gift ist, das, durch tellurische und atmosphärische Einflüsse vermittelt, sich in den thierischen Säften ausbildet und vor-

züglich im menschlichen Blute seinen Heerd aufrichtet. (Kl. 126.)

34) Esquirol. Die Cholera scheint die größte Aehnlichkeit mit einer Vergiftung durch Pilze zu haben. (Rad. I. 167.)

35) Zhuber. Die Cholera ist eigentlich keine Cholera, sondern eine andere Krankheit, wie ich bald zu zeigen hoffe. (Kl. 137.)

36) Antomarchi. Die herrschende Krankheit, welche gegen den Westen von Europa vorrückt, indem sie unsere Städte und Dörfer verödet, ist nicht allein die Cholera morbus, die eben so wohl in Europa, als in Asien und Amerika bekannt ist, sondern sie ist mit einer andern Krankheit vergesellschaftet, welche noch ganz unbekannt ist, und die ich cholerische Asphyxie benannt habe. Fast in allen Fällen ist die Cholera nur ein Accessorium der cholerischen Asphyxie. (Rad. II. 16.)

37) Fodéré. Die indische Cholera ist dieselbe als die europäische (sporadische). Sie sind beide nervöser spasmodischer Natur; das sie begleitende Fieber ist ein Nervenfieber. (Rad. II. 12.)

38) Lassis. Die Cholera ist nichts als ein Typhus und daher nicht ansteckend. (Rad. I. 167.)

39) Pitschaft. Man will die Krankheit unter die Kategorie des Nervenfiebers, des Faulfie-

bers und des Typhus setzen: das ist grundfalsch. (Rad. II. 8.)

40) Pommer. Die Aehnlichkeit der Cholera mit dem Wechselfieber (wenigstens in ätiologischer Beziehung) ist keinem Zweifel unterworfen. (Rad. II. 52.)

41) Coster. Die Cholera ist nicht nur etwa analog gewissen bösartigen Wechselfiebern, z. B. der F. algida, sondern entschieden identisch damit. (Rad. II. 53.)

42) Valentin. Die Cholera ist ein höchst bösartiges cholerisches Wechselfieber. (Rad. II. 55.)

43) Sachs. Die Cholera ist ein verlarvtes bösartiges Wechselfieber, und zwar zusammengesetzter Art, aus dem Frostfieber nämlich (Febr. int. algida) und dem Brechdurchfallfieber (Febr. int. cholerica); also eine febris intermittens larvata perniciosa algido-cholerica. (Rad. I. 53.)

44) Lichtenstädt. Für eine febris intermittens perniciosa kann ich die Krankheit nicht halten. (Rad. I. 135.)

45) Grohmann. Ich auch nicht. (Rad. I. 135.)

46) Searle. Ich halte die Epidemie für Cholera, welche ihren Grund in der typhusartigen Form

eines remittirenden Fiebers hat. — Zu Anfange ist es eher ein intermittirendes Fieber; aber wegen der nur zu häufig eintretenden Entzündungen ist die Unterbrechung nur unvollkommen, und es nimmt folglich den Charakter eines remittirenden Fiebers an. (Rad. I. 129.)

47) Bodins. Die Cholera ist eine convulsivische Bewegung des Magens und der Gedärme, die durch eine scharfe und reizende Ursache hervorgebracht wird, und die Ausstoßung alles dessen, besonders der Galle, bewirkt, was in ihnen enthalten ist. (Rad. II. 43.)

48) Französische Commission. Die Cholera besteht in einem katarrhalischen Leiden der Darmschleimhaut mit Schwächung der Nervenkraft. (Rad. I. 166.)

49) Dr. Grohmann. Das Wesen der Cholera gründet sich auf eine übermäßige Verkohlung des Blutes, vermittelt durch den Hautausdünstungs- und Respirationsproceß, in wiefern die den Menschen umgebende Atmosphäre durch Mangel oder Latenz von Sauerstoff entweder die nöthigen kohlenstoffigen Abscheidungen hindert, oder wirklich auf positive Weise Haut und Lunge nöthigt, ein feindseliges, Sauerstoff ausschließendes, Material zu absorbiren. Unstreitig lassen sich alle patholo-

gischen Haupterscheinungen auf einen Mangel des das Nervensystem anreizenden ernährenden und in gehörigem Reactionszustande erhaltenden Sauerstoffs reduciren. Das Wesen an sich schließt einen entzündlichen Charakter ganz aus. (Rad. I. 3.) Die Cholera gehört unter die Asphyxieen, bedingt durch Blutcarbonisation. (Rad. I. 135.)

50) Siegmeier. Der Grundstoff des Choleragiftes ist der Magnetstoff. (Rad. I. 285.)

51) Hahnemann. Das Choleramiasma besteht wahrscheinlichst in einem unsern Sinnen entfliehenden lebenden Wesen menschenmörderischer Art, das sich an die Haut, Haare u. s, w. der Menschen oder an deren Bekleidung anhängt und so von Menschen zu Menschen unsichtbar übergeht. Daher wird Kampher helfen. (Rad. I. 140.)

52) Borchard. Schon erweckte sich der Gedanke in mir, daß es vielleicht der Wille des Weltschöpfers und des Regierers des Weltalls sey, die gesammte Menschheit wegen ihrer Gottlosigkeit zu bestrafen, und daß er sich der Cholera als eines Mittels bediene, um seinen Rathschluß zu vollziehen: daß dieserhalb die Pforten zur Erkenntniß dieser Krankheit verschlossen bleiben müßten, und daß es

ein zweckloses Bemühen seyn würde, das Wesen des Uebels zu erforschen. — Amen.

II. Verschiedene Ansichten über die contagiöse, miasmatische, epidemische ꝛc. Natur der Cholera.

1) Lober. Die Cholera ist beschränkt contagiös (Kl. 143.)

2) Hennig. Die Cholera ist sowohl contagiös als nicht contagiös. (Rad. I. 87.)

3) Spausta, Olexik und Zhuber. Die Cholera ist nur unter besondern Umständen contagiös. (Kl. 137.)

4) Gräfe. Die Cholera ist bald contagiös, bald nicht contagiös, je nach der Epoche und dem Grade ihrer Ausbildung. (Rad. I. 66.)

5) Barchewitz. Die Krankheit ist nicht so contagiös, als man glaubt. (Rad. I. 39.)

6) Pauli. Es ist unnöthig, nach der Contagiosität oder Nichtcontagiosität der Cholera zu fragen. (Rad. I. 94.)

7) Aerzte aus Elbing. Die Cholera ist durchaus

nur in sofern contagiös, als die Prädisposition dazu vorhanden ist. (Kl. 234.)

8) Stadt Berlin. Das Contagium der Cholera ist nur secundäre Ursache, die in einzelnen Fällen, aber nicht im Ganzen wirkt. (Rad. I. 64.)

9) Zhuber. Für die Contagiosität der Cholera sprechen fast eben so viel Gründe, als gegen dieselbe. (Kl. 131.)

10) Lichtenstädt. Die Contagiosität der Cholera ist fast erwiesen. (Kl. 189.)

11) Horn und Wagner. Die Contagiosität der Cholera ist durch triftige und schlagende Gründe erweislich. (Rad. I. 13.)

12) Burdach. Das Vorrücken der Cholera gegen den Wind beweist gegen die Contagiosität. (Rad. I. 140.)

13) Hildebrandt. Meteorologische und andere Gründe beweisen für die Contagiosität der Cholera. (Rad. I. 14.)

14) Dulke. Die Cholera ist nach chemischen Gründen nicht contagiös. (Rad. I. 128.)

15) Collegium der Aerzte zu London. Die Cholera ist äußerst contagiös und erfodert so strenge Quarantainen als die Pest. (Rad. I. 8.)

16) Thierry. Die Cholera ist durchaus nicht contagiös. (Rad. I. 128.)

17) Bock und Franke. Nach unsrer und Anderer

Erfahrungen müssen wir ein Contagium bei der Cholera durchaus leugnen. (Rad. I. 5.)

18) Gescheidt. Ich habe mich jetzt mehr, ich sage mit Fleiß nicht ganz, zu der Schaar der Nichtcontagionisten gewendet. (Rad. I. 148.)

19) Lerche. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Cholera, daß sie von Allen, die sie noch nicht gesehen haben, und daher nicht kennen, für contagiös gehalten wird; und diejenigen, die sie beobachtet haben, die Contagiosität läugnen. (Rad. I. 358.)

20) Stadt Moskau. Die Cholera entwickelt und verbreitet sich epidemisch. (Kl. 146.)

21) Sachs. Die Cholera ist epidemisch und contagiös zugleich. (Kl. 127.)

22) Knolz. Die Cholera ist eine epidemische, in ihrem acuten reinen Verlaufe nicht contagiöse Krankheit, die höchstens bei Metamorphose in ein Exanthem contagiös werden kann. (Rad. I. 147.)

23) Gebel. Die Cholera ist nicht contagiös, sondern miasmatisch. (Rad. I. 86.)

24) Nichtarzt. Die Cholera ist nicht miasmatisch, sondern contagiös. (Kl. 127.)

25) Blumenthal. Die Cholera ist miasmatisch und contagiös. (Kl. 183.)

26) Brief aus Wien. Die Cholera ist ursprüng-

lich miasmatisch, führt aber durch die Ausleerungen zu contagiöser Verbreitung. (Kl. 142.)

27) Hoffmann. Die Cholera ist ursprünglich tellurisch oder miasmatisch, kann aber auch contagiös werden. (Rad. I. 5.)

28) Sachs. Die Streitfrage über Miasma und Contagium ist gar nicht richtig gestellt. Alles macht es wahrscheinlich, daß bei der Cholera eine directe, nach den frühern Begriffen weder miasmatische noch contagiöse Verbreitung Statt findet. (Rad. I. 307.)

29) Choulant. Die Cholera verbreitet sich durch atmosphärische und tellurische Einflüsse in Verbindung mit einer durch die Luft wirkenden ansteckenden Eigenschaft. (Rad. I. 133.)

30) Bitter. Alle meine Beobachtungen beweisen eine zwar schwache und bedingte, aber unläugbare Contagiosität der Cholera. Mit mir sind alle Aerzte Curlands der Meinung, daß die Krankheit rein contagiös ist, und die Behauptung ihrer selbstständigen Entstehung und epidemischen Verbreitung gehört in das Gebiet der völlig unerwiesenen und unerweislichen Hypothesen. (Rad. I. 35.)

31) Hufeland. Die Cholera ist ursprünglich eine atmosphärisch-epidemische Krankheit, bei

welcher die Epidemie das persönliche Contagium erzeugt. Sie scheint nur unter der Fortwirkung einer lebenden Impulsion ansteckend zu wirken. Daß das Contagium so fixer Natur sey, daß es auch in der Ferne durch todte Träger (Waaren ꝛc.) fortgetragen werden könne, davon fehlen bis jetzt alle entscheidenden Beweise. (Kl. 72.)

32) Barchewitz. Die Krankheit wird bestimmt nicht durch Waaren fortgepflanzt. (Rad. I. 39.)

33) Grohmann. Fortgepflanzt wird das Choleramiasma an sich nicht: aber durch Waaren und Menschen verschleppt. Mitunter mag anch wohl ein Contagium entstehen. (Ist im Original viel gelehrter ausgedrückt.) (Rad. I. 3.)

34) Russische Gränze. Die Cholera pflanzt sich nicht durch Kleidung und Waaren fort, ja nicht einmal durch die dem Pestgift empfänglichsten Gegenstände. Selbst die noch warme Kleidung eines an der Cholera Verstorbenen hat keine ansteckende Kraft. Sie ist also nicht pestartig-contagiös. (Kl. 87.)

35) Walcker. Die Cholera wird durch die Kleidung und andere Dinge, die in unmittelbarer Berührung mit dem Kranken gewesen sind, fortgepflanzt. (Kl. 16.)

36) Albers. Die Cholera ist nur bei Statt finden-

der Disposition dafür contagiös. Sie kann nur durch Menschen, aber nicht durch leblose Dinge verbreitet werden. (Kl. 227.)

37) Illussack. Ich getraue mir zu behaupten, daß die Cholera durch unmittelbare Berührung nicht contagiös sey. (Rad. I. 7.)

38) Schnur. Das Contagium der Cholera kann durch unmittelbare Berührung der Kranken selbst oder durch Verweilen in ihrer Nähe, vermittelst des Athems und der Ausdünstung ihrer Haut, mitgetheilt werden. Auch durch Kleidung und andere Effecten scheint sie übertragen werden zu können. (Kl. 102.)

39) Pinel. Die Krankheit pflanzt sich nicht durch unmittelbare Berührung fort, und ich bin so überzeugt, daß sie nicht contagiöser ist, als die Gastritis und Pneumonie, daß ich mir nicht allein das Blut eines sogenannten Cholera-Patienten (nach Pinel Trisplanchnie-Patienten), sondern auch den Darmschleim, aus dem Leichname selbst genommen, eingeimpft habe. (Kl. 164.)

40) Kahlow. Ich kostete, um die Nichtcontagiosität der Cholera zu beweisen, das Blut eines Erkrankten und starb 12 Stunden darauf an dem schmerzhaftesten Tode. (Rad. I. 56.)

41) Foy. Die Cholera ist nicht contagiös: denn ich

habe von Cholerapatienten gegessen, getrunken, geathmet und mich geimpft, ohne die Cholera zu bekommen. (Rad. I. 8.)

42) Hahnemann. Dieß waghälsige ekelhafte Verfahren für einen unwiderleglichen Beweis der Nichtcontagiosität der Cholera auszugeben, ist eine fürchterlich verderbliche, gänzlich unwahre Behauptung. (Hahnemanns Aufruf, S. 4.)

43) Warschauer Nichtarzt. An die Contagiosität der Cholera glaubt man hier wenig oder gar nicht; indem zahllose Beispiele diesen Unglauben bestärken. Die Länder, die man mit Cordons und Quarantainen plagt, sind zu bedauern. (Rad. I. 15.)

44) Königreich Frankreich. Ich glaube an directe und indirecte Contagiosität der Cholera und ordne deßhalb Cordons und Quarantainen an. (Rad. I. 86.)

45) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte Berlins. Ich war immer davon überzeugt, daß die Cholera epidemisch, vielleicht tellurischen, vielleicht gar kosmischen Ursprungs sey, und die Beobachtung der Seuche bestätigt mir die Meinung, daß die, welche in derselben eine pestartige contagiöse Krankheit sehen, in einem schädlichen und für die Länder verderblichen Irrthume befangen sind, den sie jetzt, vielleicht nur um ihren Irrthum nicht ein-

zugestehen, eigensinnig festhalten. — Ich halte es für Unsinn, die Krankheit wie die Pest durch Sperren abhalten zu wollen. (Rad. I. 151.)

46) Braun. Die Krankheit pflanzt sich durch das Contagium fort. Es scheint sehr fix zu seyn und wie das der Pest durch Kleidungsstücke, durch mittelbare und unmittelbare Berührung anzustecken. Strenge Sperren sind daher nothwendig. (Rad. I. 5.)

47) Stadt Königsberg. Alle unsre Aerzte sind völlig einig darüber, daß die Krankheit nicht contagiös, und jede Sperre deßhalb nicht allein unnöthig, sondern auch sehr gefährlich ist. (Rad. I. 55.)

48) Simon. Aus Vergleichung der Gründe, die für und wider die Contagiosität der Cholera aufgestellt worden sind, ergiebt sich, daß die Cholera zu den contagiösen Krankheiten gehört. Strenge Cordons und Contumazen sind nothwendig. (Rad. I. 60.)

49) Reider. Ich bedaure und beklage jene Männer, welche aus eigner Zaghaftigkeit und übertriebener Furcht zu Cordons- und Contumazanstalten gegen diese rein epidemisch-miasmatische, nicht, nie und nirgends contagiöse Krankheit rathen. Es ist hohe Zeit sie aufzuheben. (Gräfe, J. XVI. 516. 517.)

50) Harleß. Die Cholera wird fast überall einge-

schleppt. Quarantänen und Cernirung beweisen sich jedesmal nützlich dagegen. (Rad. I. 206.)

51) Weese. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Cholera eine contagiöse Krankheit sey, und ich bin auch noch heute dieser Meinung; jedenfalls aber ist es kein fixes Contagium, und der Handel wird daher ganz unnütz mit einer Menge von Purificationsmaßregeln beschwert. Wohl aber scheint es mir große Analogie mit dem Typhuscontagium, dessen Existenz denn doch noch kein vernünftiger Praktiker geleugnet hat, zu besitzen. Wer möchte nach so schlagenden Beispielen (als angeführt worden) noch seine Augen hartnäckig verschließen und leugnen, daß die Cholera contagiös sey. (Rad. I. 161. 162.)

52) v. Reider. Ich halte die Cholera für nicht contagiös und übernehme deßhalb ein Spital. (Rad. 7.) — Selbst unsere liebenswürdigen Frauen und Mädchen erröthen jetzt, wenn von der frühern Besorgniß der contagiösen Natur dieser Krankheit die Rede ist, und schämen sich ihrer zu weit getriebenen Besorgniß in dieser Hinsicht. (Rad. I. 128.) Die Mehrzahl der hiesigen Aerzte verlacht jetzt die früher behauptete Contagiosität wie Hexen- und Gespenstergeschichten, und auch heute noch können wir mit der Hand auf dem Herzen und den

Fingern auf dem Evangelium versichern, daß hier noch kein Fall der asiatischen contagiösen Cholera vorgekommen ist, obgleich von der Wiener miasmatischen mehrere sehr schwere und von schnellem Tode begleitete Fälle sich ereignet haben. (Gräfe, Journ. der Chir. XVI. 503.)

53) Remer. In Preußen und namentlich bei uns in Schlesien kann man Schritt für Schritt die Uebertragung durch Contagium nachweisen. Es hieße für den, welcher mit allen diesen Thatsachen bekannt ist, geradezu aller Vernunft Hohn sprechen, wenn er die Contagiosität noch ferner leugnen wollte. (Rad. I. 48.)

54) Richter. Es ist juristisch erwiesen, daß die Cholera nach Königsberg nicht auf dem Wege des Contagiums gekommen ist, sondern sich aus Sumpf, Hering und saurem Bier erzeugt hat. (Rad. I. 17.)

55) Marx. Die zum Theil lächerlichen Vorurtheile der Schule, die ängstlichen Rücksichten auf Handel und Gewerbe, so wie die Furcht vor Beschränkung des bürgerlichen Verkehrs dürfen unmöglich länger die zeugendsten Beweise für die Contagiosität verdunkeln und verdrängen. Wenn man auch zugeben darf, daß die Krankheit ursprünglich aus localen Einflüssen entstand, als eine miasmatische sich verhielt und unter begünstigenden Umständen

wieder sich so verhalten kann: so hieße es doch die sprechendsten mannichfachsten Thatsachen abläugnen, wenn man ihre im Verlaufe der Zeit vielseitig entwickelte Contagiosität in Abrede stellen wollte. Die Cholera verhält sich durchaus wie eine contagiöse Krankheit. (Gött. gel. Anz. 1831. 41.)

56) Dürr. Der in dem Menschen durchaus nicht erzeugte, folglich nicht contagiöse Stoff der Cholera wird einzig in der Atmosphäre durch tellurische Einflüsse, vielleicht aus Sümpfen oder uns noch unbekannten Imponderabilien hervorgebracht und durch die Luft fortgepflanzt. (Rad. I. 35.)

57) Grohmann. Mehrere Umstände nöthigen uns die fast an Ueberzeugung gränzende Meinung ab, daß der Erdkörper es ist, der zunächst das Miasma verschuldet und es im Conflicte mit der reagirenden Atmosphäre entwickelt. (Rad. I. 152.)

58) Prakt. Arzt. Die Cholera ist in ihrem Ursprungsorte aus einem Conflicte von Sumpfluft mit erstickend heißer Atmosphäre entstanden, woraus sich dann ein atmosphärisches Contagium entwickelt hat, welches sich nur in dichter Atmosphäre fortpflanzt. Der Zug der Seuche folgt weniger dem Winde als der Umwälzung der Erde um ihre Axe von Morgen nach Abend. (Kl. 80.)

59) Preu. Weder die Annahme einer Contagion,

noch die Annahme einer rein atmosphärischen Krankheit reichen für sich allein zur Erklärung hin. Vielmehr scheinen alle vereinzelt dastehenden Erscheinungen, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct gebracht, auf eine unmittelbare tellurische Krankheitsursache, auf eine Emanation, Exhalation eines aus dem Erdboden selber sich entwickelnden specifischen Krankheitsstoffes hinzuweisen, welcher erst mittelbar, vermöge seiner Auflöslichkeit, in den untern Schichten der Atmosphäre sich vervielfältigt und von ihr nun weiter fortgetragen und fortgepflanzt wird. Durch ihre Fortdauer wird dann diese tellurische oder vulkanische Emanation zur atmosphärischen oder unter begünstigenden Umständen auch zur individuell contagiösen Krankheitsursache. (Kl. 128.)

60) Hr. K. in Magdeburg. An die Contagiosität der Cholera kann ich nur in einem sehr geringen Grade glauben; daß sie miasmatisch ist, dafür spricht ein sonderbarer Umstand, daß nämlich in den Gegenden, wo sie am ärgsten haust, alle Sperlinge und Dohlen verschwinden, und sich überhaupt die Vögel sehr unruhig zeigen, hoch fliegen, und sich sehr vermindern. Dieselbe Erscheinung hat in Wien und Berlin Statt gefunden. (Rad. I. 144.)

61) Königsberg. An mehrern Orten, so auch hier, hat man die Bemerkung gemacht, daß die Vorboten der abscheulichen Cholera da sind, wenn plötzlich das Federvieh ohne alle auffindbare Veranlassung stirbt: so war es in Moskau, Riga, Danzig und hier. Die meisten Zeichen deuten darauf hin, daß die Luft den Krankheitsstoff herbeiführt. (Rad. II. 16.)

62) Barrie. Das Contagium ist ein kleines unreinliches Insect. Der Verfasser verspricht, es den Hamburgern unter die Nase zu halten. (Rad. I. 330. 331.)

63) Heidler. Am natürlichsten werden alle Theorieen, Widersprüche und Räthsel über die Entstehung, Fortpflanzung und das Wesen der Krankheit vereinigt und erklärt, wenn man diesem Miasma eine organische Natur beilegt; wenn wir es uns als ein wanderndes Luftinfusorium in dem alten Mare magnum des genialen Paracelsus denken. Die erwähnten Beobachtungen über die Existenz dieser thierischen Wesen rechtfertigen diese Idee. Die Erinnerung an die Geschichte der wandernden Heuschrecken liefert ihr die versinnlichendste Analogie. (Rad. I. 77.)

64) Kreusler. Mir scheint es, daß die Cholera allerdings durch ein Contagium sich verbreitet, aber

nicht durch ein im menschlichen Organismus bereitetes, sondern durch ein Contagium des Erdkörpers. Die Erde ist krank, und wir, ihre Kinder, empfangen unsern Antheil an ihrem Leiden. (Rad. II. 37.)

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fechner, Gustav Theodor,

Schutzmittel für die Cholera nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nä chste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit

Leipzig 1837

Path. 384 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10471716-1